15/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

WIEDER MIT PREISRÄTSEL

Neue Folge der langfristigen Sammelserie über Völkerschaften der UdSSR: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Tuwiner, wohnhaft im Zentrum Asiens. In diesem Jahr feiern sie den 40. Jahrestag ihres Beitritts zur sowjetischen Völkerfamilie.

Wir sind Tuwiner!

Völkerschaften
Der 17. Beitrag innerhalb der Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR“ berichtet über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Tuwiner, beheimatet genau im Zentrum Asiens, in der Tuwinischen ASSR. Gedichte, Märchen und Sinnsprüche erscheinen erstmals in deutscher Sprache.
Seiten 4–15, 42–53 u. 56

Schauplätze – Augenzeugen
Besuch in Chelm, der Stadt, in der vor 40 Jahren das neue Polen ausgerufen wurde **Seite 16**

Medizin
Laser gegen Magengeschwüre **Seite 22**

Sport
Höher – schneller – weiter: drei Rekorde und ihre Geschichte **Seite 24**

Geschichte
Im Rückspiegel. Erinnerungen an das Jahr der DDR-Gründung **Seite 28**

Treffpunkt
Das neue „Haus der sowjetischen Wissenschaft und Kultur“ in der Berliner Friedrichstraße **Seite 30**

Erzählung
Atanas Petkow: „Ein Freund“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberstift“ **Seite 40**

Solidaritätstombola
4 UdSSR-Reisen und viele Souvenirs sind zu gewinnen **Seite 41**

Nachrichtenmagazin **Seite 54**

Titelbild:
Detlev Steinberg fotografierte Großvater Serot-ool Dorshan mit seinen Enkelkindern

Redaktionsschluß für dieses Heft: 16.7.84

Begegnungen im Zeichen des Friedens

von Karl-Eduard v. Schnitzler

Was binnen weniger Tage in Stralsund und unserer Hauptstadt geschah, hat die Informationspolitik westlicher Medien gebeutelt. Drei Regierungschefs – Olof Palme, Andreas Papandreou und Bettino Craxi – besuchten die Deutsche Demokratische Republik und verhandelten mit Erich Honecker.

Die Ursachen formulierte ausgerechnet ein Kommentator des sogenannten „Deutschlandfunks“: Die DDR zeige in letzter Zeit in der europäischen Politik „eine Aktivität wie nie zuvor“; sie sei „zu einem beachtlichen Faktor in Europa aufgerückt und in allen westlichen Ländern präsent, wo sie lange gar keine Rolle gespielt“ habe; mit ihren Kontakten demonstriere die DDR, „daß sie nicht nur an einer Aufrechterhaltung des Ost-West-Dialoges interessiert, sondern auch in der Lage“ sei, „aktiv an ihm teilzunehmen: die DDR ist heute ein Staat, an dem die europäische Politik nicht mehr vorbeigehen kann“ („Deutschlandfunk“, 7. 7. 1984, 12.05 Uhr).

Das heißt, „die Sensation“ waren nicht die Staatsbesuche. Sie sind nur Wirkungen der Ursachen, die die Werktätigen der Deutschen Demokratischen Republik geschaffen haben – mit Fleiß und Anstrengung, mit Hingabe und Entschlossenheit, mit Einfallsreichtum und hohem Bewußtsein, mit einer Führung, die – jawohl! – den schweren Weg einschlug, der aus den Kriegstrümmern in Städten, Dörfern und Hirnen in einen Staat des Friedens und der sozialen Sicherheit geführt hat, der in zunehmendem Maße sogar bei seinen Gegnern und Feinden Anerkennung findet.

Weshalb suchen Staatsmänner wie die genannten Kontakte und Gespräche mit der DDR und ihrem Staatsratsvorsitzenden? Worüber reden sie? In erster Linie über das, was das Lebensinteresse ihrer und aller Völker, auch unseres Volkes, ist: über die Sicherung des Friedens. Was ist angesichts der nuklearen Hochrüstung zu tun? Wie kann man zu Schritten der Vertrauensbildung, der Berechenbarkeit, der Entspannung, des Rüstungsstopps, der Abrüstung gelangen?

Über die Ursachen der gefährlichen Zuspitzung in der Welt gibt es zum Teil unterschiedliche Beurteilungen. Aber Meinungsverschiedenheiten vermögen so wenig ein nukleares Inferno zu rechtfertigen wie unvereinbare Gesellschafts- und Wirtschaftsordnungen. Im Gegenteil: gerade diese Gegensätze machen Gespräche, Berechenbarkeit, Verhandlungen und Abkommen notwendig.

Das ist das Wesen der friedlichen Koexistenz, zu der es keine vernünftige Alternative gibt. Diese Staatsbesuche bezeugen die Lebenskraft der friedlichen Koexistenz, bestätigen sie als einzige Grundlage jeglicher Zusammenarbeit und stellen Impulse dar, sich der Machbarkeit, der Handhabbarkeit der friedlichen Koexistenz bewußt zu werden.

Damit es kein Mißverständnis gibt und keine Illusionen: hier ist nicht von einer ideologischen Koexistenz die Rede, nicht von einem philosophischen, politischen, ökonomischen Mischmasch. Klassengegensätze bleiben. Der Klassenkampf geht weiter. Die ideologische Auseinandersetzung spitzt sich sogar zu. Es geht ums Leben, ums „Überleben der Menschheit“, wie Erich Honecker sagt. Denn sonst könnte – brauchte man ja nicht mehr für den Nachweis zu arbeiten und zu schaffen, um den Beweis zu kämpfen, welches Prinzip denn für den Menschen das bessere ist.

Noch etwas scheint mir in diesen Begegnungen auf höchster Ebene zu liegen: der Beweis, daß man sich trotz Bündnis mit den USA und trotz Einbindung in die NATO Handlungsfreiheit

Der Generalsekretär des ZK der SED und Vorsitzende des Staatsrates der DDR, Erich Honecker, empfing zu Besuchen den Ministerpräsidenten des Königreiches Schweden, Olof Palme (Foto links), den Ministerpräsidenten der Griechischen Republik, Andreas Papandreou (Foto rechts), und den Vorsitzenden des Ministerrates der Italienischen Republik, Bettino Craxi (unten).

für eine konstruktive Friedenspolitik nehmen kann. Wenn Ideologie und Realität zueinander im Widerspruch stehen, ist der Versuch von Führern lebensgefährlich, die Realität der Ideologie anpassen zu wollen – durch Übermachtstreben, Hochrüstung, Zerstörung des bestehenden relativen militärischen Gleichgewichts, Mißachtung des Prinzips der Gleichheit und der gleichen Sicherheit.

Während die Sowjetunion Vorschläge über Vorschläge macht – zum Beispiel Sofortmaßnahmen, um dem Wettrüsten im All Einhalt zu gebieten, solange es nicht zu spät ist –, läßt Reagan seinen Unterstaatssekretär im Außenministerium, Richard Burt, klagen, es sei „bedauerlich, daß die UdSSR bisher auf keinen der von den USA gemachten Abrüstungsvorschläge eingegangen" sei. In Wirklichkeit ist zu bedauern, daß die USA bisher nicht einen einzigen ehrlichen Abrüstungsvorschlag gemacht haben.

Nun ergreifen aber Politiker anderer NATO-Staaten Initiativen, um nicht nur die bilateralen Beziehungen zu verbessern und auszubauen, sondern, mehr noch, um Vertrauen zu schaffen und Möglichkeiten zu suchen, die Gefahren zu bannen, die der Menschheit drohen.

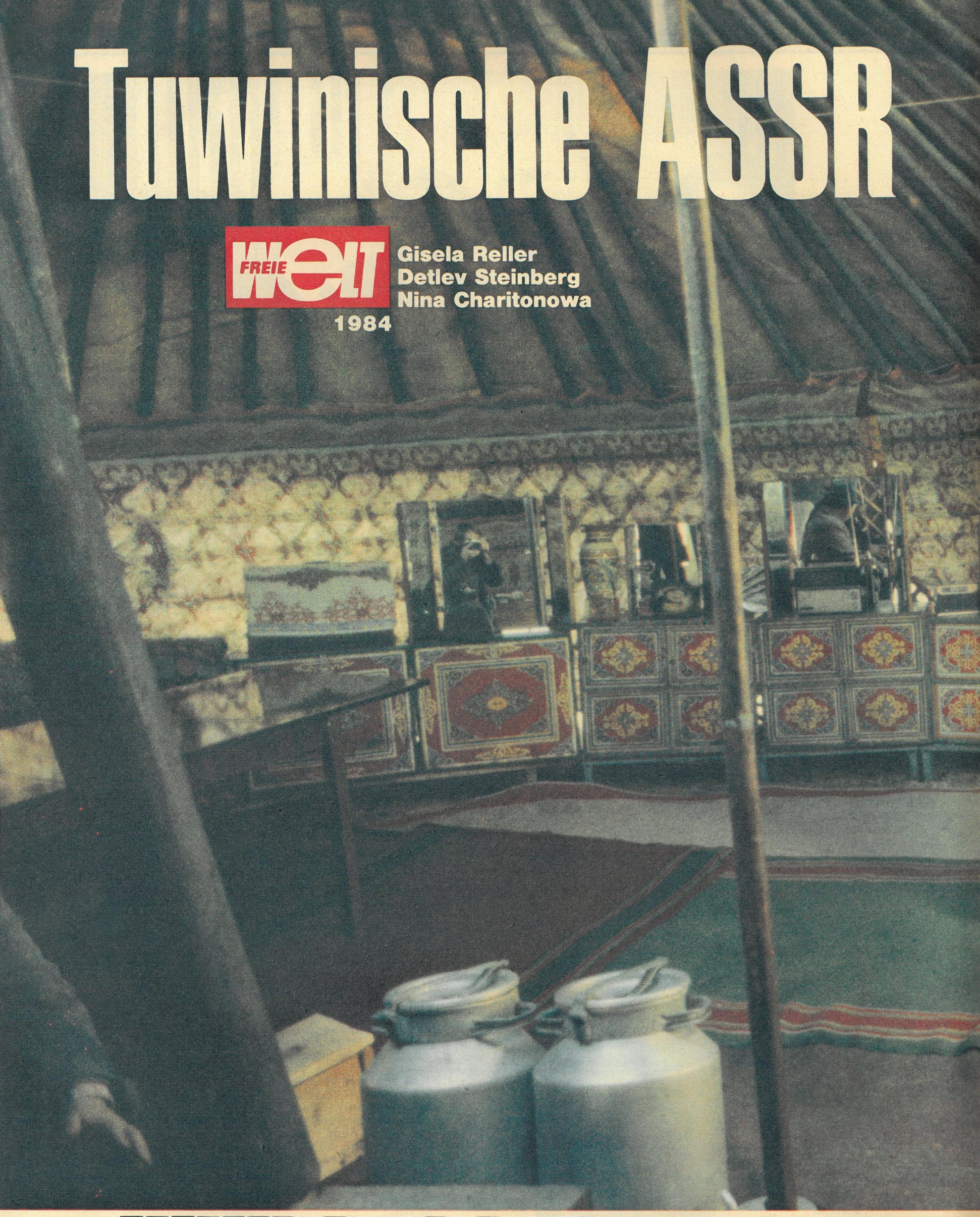
Daß sich zu diesem Zweck so viele in der Deutschen Demokratischen Republik trafen, ist Anerkennung unserer Existenz, Anerkennung unserer Stabilität, Anerkennung unserer Politik, Anerkennung des Gewichts unseres sozialistischen deutschen Staates. Man kommt nicht mit Zweifeln an unserer Bündnistreue im Warschauer Vertrag und im Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe. Und man weiß auch, daß kein Spalt zu finden wäre in unserer freundschaftlichen Verbundenheit, unserer völligen Übereinstimmung mit der Sowjetunion. Im Gegenteil: unsere Prinzipientreue, unsere Fähigkeit, Unbeirrbarkeit, Berechenbarkeit und Tatkraft, mit denen wir im Bündnis und außerhalb des Bündnisses wirken – sie sind es, die uns Ansehen und Vertrauenswürdigkeit verschafft haben.

Und wer uns besucht und mit unserem Staatsratsvorsitzenden ebenso freimütige wie gewichtige Verhandlungen führt: Völker wissen das entschiedene und konstruktive Eintreten der Staatsmänner für die weitere Entwicklung ihrer freundschaftlichen Beziehungen und für die Festigung des Friedens voll zu schätzen.

Fotos: H. Hardenberg, H. Dargelis, B. Sefzik

Tuwinische ASSR

FREIE WELT
Gisela Reller
Detlev Steinberg
Nina Charitonowa
1984



Blick in das Innere einer Jurte – fotografiert von der Tür aus. Der Tür gegenüber befindet sich der Dör, der Ehrenplatz für die angesehensten Gäste oder den Hausherrn und (heute auch schon) für die Hausfrau. Cerot und Dalgantschyk Oorshan betreuen hoch oben in den Sajan-Bergen, im Rayon Don-Teresin, des Sowchos Yakherde.

Es will gekonnt sein, einen Strick zu drehen, und auch – ein Sprichwort zu verstehen.

Die Sowjetunion ist ein Vielvölkerstaat, in dem Angehörige von mehr als 100 Nationen und Völkerschaften leben. Ungeachtet ihrer Bevölkerungszahl, Nationalität, Rasse oder Religion genießen alle Bürger der UdSSR volle Gleichberechtigung auf allen Gebieten des wirtschaftlichen, staatlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Lebens.
FREIE WELT macht in ihrer Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR" mit Nationen und Völkerschaften bekannt, die vor der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution rückständige nationale Randgebiete bewohnten, in denen häufig noch feudal-patriarchalische und sogar Gentilverhältnisse überwogen. Als Sonderteile erschienen: „Die Burjaten", „Die Adygen", „Die Karelier", „Die Südosseten", „Die Karakalpaken", „Die Tschuktschen", „Die Dagestaner", „Die Komi". Innerhalb der langfristigen Sammelserie veröffentlichten wir auch kleinere Sammelbeiträge, so „Die Nenzen", „Die Niwchen", „Die Gagausen", „Die Chanten und Mansen", „Die Eskimos", „Die Jukagiren", „Die Chakassen", „Die Nordosseten".

Wir setzen die Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR" mit der Tuwinischen ASSR fort, in deren Hauptstadt Kysyl ein Obelisk steht, auf dessen Sokkel zu lesen ist: Zentrum Asiens.

Ankunft im Herzen Asiens

Das Land der Tuwiner galt wegen der hohen Gebirgsketten des Sajan bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts hinein als eins der am schwersten zugänglichen Gebiete Asiens. Sprichwörtlich sagte man: „Eher gelangst du nach Tibet (dem ‚Dach der Welt') als nach Tuwa".
Heute ist es nicht schwer, nach Tuwinien zu kommen – wenn das Wetter ein Einsehen hat. Dann nämlich besteigst du in Moskau ein Flugzeug und fliegst in etwa fünf Stunden entweder geradewegs nach Tuwiniens Hauptstadt Kysyl oder – nicht täglich geht ein Flugzeug direkt bis Kysyl in die Luft – du machst nach etwa vier Stunden Zwischenstation in Abakan, der Hauptstadt des Chakassischen Autonomen Gebiets. Von hier aus ist der Flugverkehr nahezu so, wie anderswo der Busverkehr; was auch damit zusammenhängt, daß in Abakan Endstation der Eisenbahn ist und noch kein Schienenstrang nach Tuwinien führt.
Von Abakan bis Kysyl hast du vierzig Flugminuten lang die Wolken unter dir und Muße, die Physiognomie der tuwinischen Fluggäste zu studieren. Sie haben breite Gesichter, hohe Backenknochen, asiatisch schmale Augen, immer tiefbraun; die Haare sind schwarz, ein wenig störrisch; Männer und Frauen sind von kleinem bis mittelgroßem Wuchs. Und ich glaube, einen Städter von einem Landbewohner unterscheiden zu können, nicht an der Kleidung, nein, allein nach dem Aussehen der Haut. Ist sie hart und faltig wie Leder, so sehe ich ihren

Nationaltracht: Das Obergewand, der Tonn, wird noch getragen, veraltet sind der Hut und die Idik, Stiefel mit gebogenen Spitzen.

Besitzer bei sengender Hitze inmitten der Steppe Schafe hüten. Oder auf einsamen Gebirgsweiden unterwegs mit einer Herde Kamele. Oder bei beißender Kälte als Gebieter über Yaks und Rentiere.
Schon aus der Luft bekommst du einen ersten Eindruck von dem Land, das dich erwartet: Du siehst – wenn die Maschine mehr und mehr an Höhe verliert – den majestätischen Jenissej dahinströmen, die Tuwiner nennen ihn Ulug-Chem, Großer Fluß, du siehst die Berge des Sajan, schneebedeckt die höchsten, und Steppe, Steppe, Steppe mit vielen kleinen, sich bewegenden Pünktchen: wohl Schafe, Ziegen, Pferde.
Gelandet, empfängt uns eine Frau: Marina Smirnowa. Trotz ihres russischen Namens eine Tuwinerin, das siehst du auf den ersten Blick. Sie stellt sich als Mitarbeiterin des Gebietsparteikomitees der Tuwinischen ASSR vor und wird unsere ständige Begleiterin in Tuwinien sein.
Fünf Hotels hat Kysyl. Wir – so sagt sie – seien im Gästehaus des Gebietsparteikomitees untergebracht, weil man dort die schönste Aussicht habe. Die Zimmer allerdings, die seien in den Hotels noch schöner. Ob sie da wohl richtig entschieden habe, fragt sie uns. Wir nicken einstimmig.
Heute, meint Marina Smirnowa, sollten wir erst einmal auspacken und ein wenig ausspannen, morgen beginne dann das Programm.
Von meinem Zimmer aus blicke ich auf ein bewohntes, ländlich anmutendes Holzhaus, auf dem Dach aalt sich eine Katze. (Bald schon wird sie auf den Namen Minka hören.) Das Haus steht direkt am Fluß. Und dieser Fluß ist der vielbesungene, vielbeschriebene Jenissej. Nur wenige Schritte von hier fließen der Kleine und der Große Jenissej zusammen, hier nimmt der eigentliche Jenissej seinen Lauf. Am gegenüberliegenden Ufer dehnt sich ein breiter Steppenstreifen, dahinter sieht man, mit zartem Nebelschleier davor, das Sajangebirge, terrassenförmig, in der Ferne am höchsten, mit weißhäuptigen Gipfeln. Um diesen erhaben-schönen Anblick zu beleben, kommt gerade rechtzeitig ein Reiter ins Bild, gemächlich trabt er dahin auf seinem geschmeidigen braunen Pferd, er ganz in Lila gekleidet. Noch (Sommer-) Deel oder schon (Winter-) Tonn, das kann ich von meiner Balkonsicht aus nicht erkennen.
Wie immer auf Reisen packe und

Das Musikalisch-Dramatische Theater, gegründet 1936, im neu erbauten Haus seit 1977: jährlich etwa 110 Vorstellungen in Kysyl und 540 Gastspiele bei Viehzüchtern und Hirten.

Kümmerte sich als Deputierter des Obersten Sowjets der UdSSR um den Bau von zwei Kulturhäusern, von drei Schulen, eines Kindergartens, eines Pionierlagers und um die Rekonstruktion eines Milchkombinates: Nikolai Caryglar.

Swetlana Scholban, eine der asiatisch-schönen Tänzerinnen: Man tanzt in Kysyl klassisch, folkloristisch und modern – gleichermaßen gekonnt.

Mit Schönheit läßt sich kein Tee aufbrühen, mit einem Zopf kein Reitpferd ziehen.

ruhe ich nicht aus, sondern mache mich allein auf den Weg durch den fremden Ort, um mich erst einmal ohne Stadtführer mit ihm bekannt zu machen.

Den beschriebenen beruhigend-malerischen Ausblick bietet die Rückseite des Gästehauses. Geht man vorne hinaus, ist man sogleich in der großen Stadt, mit meist fünfstöckigen Häusern und flottem Verkehr. Beim ersten Spaziergang durch Kysyl fesselt das Theatergebäude mit der aufgesetzten, fremdartig anmutenden Holzornamentik meinen Blick, und mit Vergnügen schaue ich im liebe- und sinnvoll angelegten Kinderpark den Kleinen zu, wie sie auf den Großen – kunstvoll geschnitzte Holzplastiken – respektlos herumtollen.

Auf dem Weg zurück ins Gästehaus biege ich nach rechts ab und bin, quer durch den Stadtpark, wieder am Jenissej – unvermittelt an einer Anlegestelle. Dem Fahrplan ist zu entnehmen, daß hier, bis zum Einsetzen der kalten Jahreszeit, regelmäßig Schiffe verkehren. Viele Orte sind mit dem Auto unerreichbar, denn Tuwinien hat bis jetzt erst zwei asphaltierte Straßen: die eine führt von Kysyl bis nach Abakan, die andere von Ak-Dowurak nach Abasa.

Ein paar hundert Meter weiter, einen schmalen Pfad den Fluß entlang, steht ein Obelisk, der in russischer, tuwinischer und englischer Sprache verkündet, daß sich hier, genau hier, das Zentrum Asiens befindet. In englischer Sprache deshalb, weil Douglas Carruthers, ein reicher englischer Globetrotter mit Forscherambitionen, diesen Ort als erster geodätisch und mathematisch als das „Herz Asiens" bestimmte. Douglas Carruthers ist einer der ganz wenigen, die Tuwa damals bereisten. Nach seinem Aufenthalt schrieb er, daß die tuwinischen Araten (Viehzüchter), „auf dem sicheren Weg des schrittweisen Erlöschens" seien.

Sein Eindruck war 1910 durchaus berechtigt.

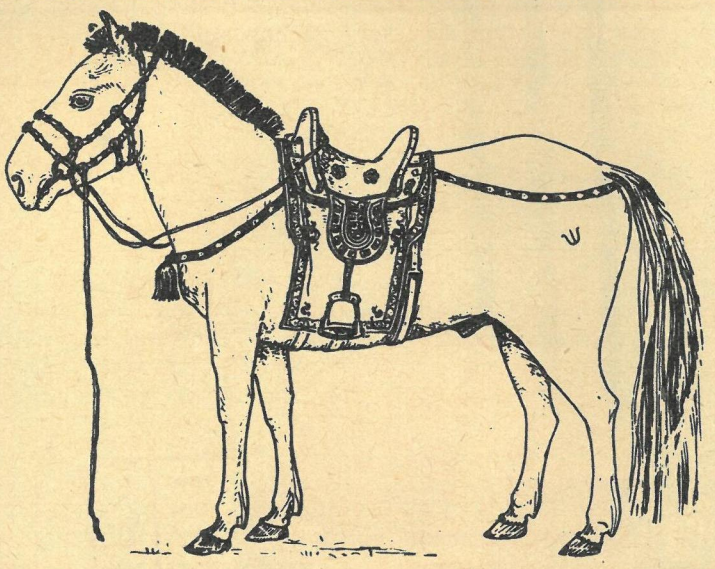
Wie die Tiere des Waldes

Vor mehr als zwanzig Jahren las ich „Das Wort des Arat" von Saltschak Toka, dem Begründer der tuwinischen Literatur. Was da geschrieben steht über die letzten Jahre vor der Oktoberrevolution und die Zeit während der Revolution – seit 1914 war das heutige tuwinische Territorium, als Urjanchaigebiet, russisches Protektorat – hat mich so gedauert, daß ich mich sogleich an dieses Buch erinnere, als unsere Reise in die Tuwinische ASSR geplant wird. Saltschak Toka beschreibt Armut und Hoffnungslosigkeit in den Jahren seiner frühesten Kindheit und denen seiner Jugend, es ist die Zeit, da Douglas Carruthers den tuwinischen Araten ihr Aussterben prophezeite. Aus Saltschak Tokas Erzählung:

„Fünf Kinder hatte meine Mutter: die Schwestern Albantschi und Kangy, die Brüder Schomuktai, Peshendei und mich, den Jüngsten. An den Vater kann ich mich nicht erinnern. Einen richtigen Namen hatte meine Mutter nicht. Die Leute nannten sie Tas Baschtyg, die Kahlköpfige.

Die Mutter war nicht schön, sie war klein und krumm.

Eines Tages rief sie uns und erklärte, daß wir nun an einen anderen Ort ziehen würden. Zu sechst, eine nicht allzu schwere Last auf dem Rücken, erreichten wir die neue Heimat am Mergen. Die Mutter borgte sich von einem Holzfäller ein Beil und baute an der schönsten Stelle des Ufers, dort, wo die Vorberge endeten, einen kleinen Tschum aus Birkenrinde. Als Lagerstatt für die Familie häufte sie darin Fichtenzweige und dürres Gras. Dann brachte sie trockenen Mist und streute ihn darüber, damit man weicher und wärmer schlafe.



Das Pferdegeschirr, in Liedern und Märchen beschrieben: Nachweis für die Bedeutung des Pferdes, von dem oft das Leben des Menschen abhing.

Die kleinen Stämme, das Gerippe der Hütte, waren oben zusammengebunden und von außen mit Birkenrinde belegt. Wenn es regnete, sickerte Wasser durch, im Winter drangen Wind und Kälte ein. Wir lebten im Tschum* wie die Tiere des Waldes…

Wir hatten viele Nachbarn, doch sie waren ebenso arm wie wir und wohnten in ebensolchen Tschums.

Gegen Ende des Winters vermieden wir es, einander anzusehen, so schrecklich war unser Anblick. Bei meinem älteren Bruder Peshendei drohten die Backenknochen die Haut zu sprengen, all seine Rippen waren zu sehen…

Als wir zur Tersingmündung gezogen waren, suchte uns als erster Gast Danila Potylitzyn auf, ein älterer, gebückt gehender Junggeselle. Er war einer der russischen Siedler vom Kaa-Chem. Anfangs fürchteten wir uns vor ihm. Wenn er sich unserem Tschum näherte und Mutter und Albantschi nicht da waren, rissen wir in den Wald aus. Doch Danila kam immer öfter… Danila und Albantschi wurden Mann und Frau, doch nicht für lange; denn Danila ging im Herbst mit den Goldsuchern in die Taiga und kam bei Erdarbeiten um. Albantschi brachte eine Tochter zur Welt. Sie bekam den Namen Sürünma. Eines Nachts wurde ich wach und hörte, daß Sürünma kläglich weinte. Ich kroch unter die Lumpen, die als Decke dienten, und beobachtete heimlich die Mutter. Sie goß den Rest des Tees, der schon mit einer dünnen Eiskruste bedeckt war, aus der gußeisernen Schale in den Holzeimer und steckte Sürünmas Händchen hinein. Am nächsten Morgen knurrte sie: ‚Ich habe sie doch fest eingewickelt. Wie hat sie es bloß fertiggebracht, die Hände rauszustrecken? Um ein Haar wären die Hände weggewesen.' Sie wandte sich an mich. ‚Wenn wir nicht vor Tag aufgestanden wären, wären ihr die Hände oder die Finger erfroren.'"

Inzwischen ist Saltschak Toka zehn Jahre alt, die Familie wird immer kleiner, denn nacheinander gehen Schwestern und Brüder weg, um bei Fremden zu arbeiten.

Aus Saltschak Tokas Erzählung:

„Um Peshendei und Kangy öfter besuchen zu können, entschlossen wir uns, in ihre Nähe zu ziehen. Ich glaube, die Mutter hatte auch noch einen anderen Grund: sie wollte gern dem Leben und der Arbeit der russischen Bauern zusehen… Hier gab es große Öfen aus Lehm, in denen aus gemahlenen Körnern eine runde Speise mit bräunlicher Kruste gleich für mehrere Tage im voraus gebacken wurde: B r o t ."

Saltschak Toka gewinnt in dem gleichaltrigen Russen Wanja einen richtigen Freund. Allerdings haben die beiden einiges miteinander durchzustehen. Zum Beispiel als Wanja seinen neuen Freund Saltschak mit ins Badehaus nimmt. Wie böse ist Saltschak, als Wanja ihm seinen Zopf abschneidet, weil sich darunter ein „richtiger Ameisenhaufen" befindet. Oder als er ihm etwas in die Hand drückt, das wie Pyschtak (Hirschkäse) aussieht.

Aus Saltschak Tokas Erzählung:

„Wanja rieb seinen Kopf mit dem kleinen Stück Hirschkäse ein und hatte plötzlich eine hohe weiße Mütze auf. Ich beeilte mich, ihm nachzueifern. Das war sie also die Seife, braun mit weißem Schaum. So klein und setzte zwei Köpfen eine Mütze auf! Aber meine Fröhlichkeit fand sofort ihr Ende, als ich spürte, daß meine Augen voll von fressendem Gift waren. Ich würde sie nie mehr öffnen können…"

Doch nachdem Wanja ihn abgespült hat, schmerzten die Augen nicht mehr und „sein Kopf, sein ganzer Körper waren leicht wie nie zuvor". An jenem Tag war er ganz aufgeregt, als er sich dem Tschum näherte. Was würde die Mutter zum Verschwinden seines Zopfes sagen? „Die Mutter hörte sich meinen Bericht an und hieß das Geschehene gut."

Als Saltschak Toka elf Jahre alt war und „also schon ein Mann", verdingt die Mutter ihn bei den Lu-

*Konisches Stangengerüst, mit Birkenrinde oder Fellen bedeckt (d. Red.)

Kinderpark in Kysyl: benannt nach dem ersten tuwinischen Helden der Sowjetunion, Nikolai Gastelo, gefallen 1941.

baschnikows. Sie hatten sich vor den Saratower Kulaken und Gutsbesitzern hierher gerettet. In den Jahren, die Saltschak als Knecht verbrachte, erlebte er „viel und wurde größer und stärker…“ Oft kamen bewaffnete Menschen, „von den einen sagte man, es seien Weiße, von den anderen, es seien Rote, von den Dritten es seien Mongolen.“ Und eines Tages umarmte ihn die Mutter und sagte: ‚Jetzt wird alles gut werden. Die armen Araten begrüßten die neuen Menschen, die nach Tannu-Tuwa gekommen sind, mit Freuden. Sogar die Taiga verneigt sich vor ihnen.‘“

Hammel tuwinisch

An unserem ersten Abend im Tuwinerland sitzen wir noch lange mit Marina Smirnowa zusammen, die darauf bestand, unsere Premieren-Mahlzeit auf tuwinischem Boden mit ihr zusammen einzunehmen. Mir schmeckt am besten Tyrtkan. Da ich weiß, was ich den Lesern der „Völkerschaftsserie“ schuldig bin, notiere ich eilends das Rezept: Man nehme Hammelfleisch, drehe es zweimal durch den Wolf, schmecke es mit Salz und Pfeffer ab und gebe viel kleingehackte Zwiebeln dazu (etwa zwei Drittel Fleisch, ein Drittel Zwiebeln). Das ganze verdünne man mit Milch, etwa so sehr, als würde man Teig für Eierkuchen zubereiten. Diese Masse gebe man in eine feuerfeste Schale, in Tuwinien ist es stets eine Porzellanschale. Dann etwa fünfundvierzig Minuten ab damit in die Backröhre. Was danach zum Vorschein kommt, ist knusprig Gebakkenes, das man wie Brot zu der köstlichen Brühe mit dem sehr herzhaft schmeckenden Fleisch dazu ißt.

Das echt tuwinische Rezept gibt uns die Köchin Nadeshda Kuntschun, eine große üppige Blondine, in der ich sogleich eine Russin vermute. Es stimmt, sie ist geboren in Krasnojarsk, von dort hat sie ihr Mann weggeholt nach Kysyl. Ihr Mann ist Tuwiner, Zahnarzt, sie haben zwei Kinder, eines zehn, eines fünf Jahre alt. Als ich sie frage, wie es ihr hier gefällt, sagt sie: „Ich habe mich inzwischen so eingelebt, daß ich mir gar nicht mehr vorstellen kann, woanders zu wohnen. Besonders gefällt mir die Landschaft in Tuwinien. Nein, noch mehr gefallen mir die Menschen, sie sind einander sehr zugetan.“

Nun frage ich auch Marina Smirnowa, wie sie zu ihrem russischen Nachnamen gekommen ist. Sie hat in Moskau Journalistik studiert, von dort hat sie ihren Mann weggeholt nach Kysyl. Er ist Russe, Radiologe, sie haben eine Tochter. Da die Kinder aus gemischten Ehen mit sechzehn Jahren selbst bestimmen, ob sie die Nationalität des Vaters oder die der Mutter annehmen wollen, interesiert mich, wie sich ihre Tochter entschieden hat. „Sie ist Tuwinerin“, sagt Marina Smirnowa.

Gemischte Ehen, so höre ich, sind auch in Tuwinien keine Seltenheit, allerdings fast nur in den größeren Städten. Dorthin haben „die neuen Menschen“ auch ihre Lebensweise mitgebracht. Und zusammen mit dem elektrischen Licht, dem fließenden Wasser, dem Gasherd, den Stühlen, dem Besteck… hat sich vieles an ehemals tuwinisch-asiatischen Sitten und Bräuchen den russisch-europäischen angeglichen. Wobei sich „die neuen Menschen“ auch das eine oder andere bei den asiatischen Menschen abgeguckt haben (so beobachtete ich im Verlaufe unseres Aufenthaltes hier ein durchaus herzlicheres Miteinanderumgehen von Mensch zu Mensch).

Aus Bildstein: Saltschak Toka, Staatsmann und Literat

Die Stadt des Weißen Zaren wird rot

Unser Programm beginnt mit der Besichtigung der Hauptstadt Kysyl bei acht Grad Wärme, noch ist Herbst in Tuwinien. Aber der Eisgang, sagt Marina, stehe jetzt, Mitte Oktober, schon unmittelbar bevor. Was wir uns mit Blick auf den azurblauen Himmel gar nicht vorstellen können.

Kysyl, Die Rote, wurde um 1914 als Stadt von den Russen gegründet, vor der Revolution mit dem Namen Belozarsk, Stadt des Weißen Zaren. Davor gab es hier lediglich eine Jurtensiedlung, einen Aal.

Die Gemeinschaften mehrerer Jurten heißen bei den Mongolen Ail, bei manchen Turkvölkern Aul (Im Kaukasus bezeichnet man damit kleine Bergdörfer.), bei den Tuwinern Aal.

In ganz Tuwinien gab es vor der Gründung Kysyls keine einzige Stadt, keine Siedlung, nur solche Aals. Die Tuwiner, Viehzüchter durchweg, lebten in Jurten oder Tschums, die Armen „…wie die Tiere des Waldes“.

Marina geht mit uns zuerst „nach nebenan“ in den Stadtpark. Augenfällig die vielen Bänke. Abgelegen für den Uneingeweihten das „Grab am Jenissej“, wo 1919 Partisanen beigesetzt wurden, die im Kampf gegen Weißgardisten fielen; 1964 wurde hier ein Denkmal aufgestellt. Interessant – so etwas erfährt man natürlich nur, wenn man mit einem Kenner durch eine Stadt geht –, daß hier tuwinische Komsomolzen am 29. 10. 1968 eine Nachricht einmauerten. Fünfzig Jahre später, am 29. 10. 2018, soll sie von den dann lebenden Komsomolzen gelesen werden. Zu gern wüßte ich, was darin steht, aber das weiß auch Marina nicht – sagt sie.

Die Tuwiner lassen es sich etwas kosten, daß ihr Jenissej, jetzt linker Hand von uns, so sauber bleibt, „daß uns keine einzige Fischart untreu wird. Deshalb haben wir zum Beispiel den Linienverkehr der Schiffe auf das Nötigste beschränkt.“

Der von mir schon gestern in Augenschein genommene Obelisk wurde erst 1964 aufgestellt, davor verwies ein kleiner Sockel auf das Ereignis, Mittelpunkt Asiens zu sein. Den Obelisk errichtete man, nachdem sowjetische Wissenschaftler die Berechnungen des Einzelgängers Carruthers bestätigt hatten – allerdings etwa zwanzig Meter vom ehemaligen Standort entfernt. Mir scheint, daß diese Korrektur nicht erfolgte, weil sich Carruthers um diese zwanzig Meter vertan hatte, sondern weil der Obelisk jetzt, direkt am Großen Fluß, einen imposanteren Standort hat. Marina dazu: „Fest steht, daß sich in Kysyl das Zentrum Asiens befindet. Kommt es da auf zwanzig Meter an?“

Eigentlich nicht…

Wir gehen weiter, Richtung Stadtzentrum. Es gibt alles, was zu einer richtigen Großstadt gehört: Institutionen, Instanzen, Institute, Theater, Lichtspielhäuser, ein Fernsprechamt, große Geschäfte, Warenhäuser, Zeitungskioske, Buchhandlungen, Omnibusverkehr, viele Menschen… Nur, was du, nicht so vertraut mit Tuwiniens Geschichte, als selbstverständlich ansehen könntest, das eben ist so selbstverständlich nicht: Tuwinische Gesichter prägen das Gesicht dieser großen Stadt.

Angefangen beim Abc

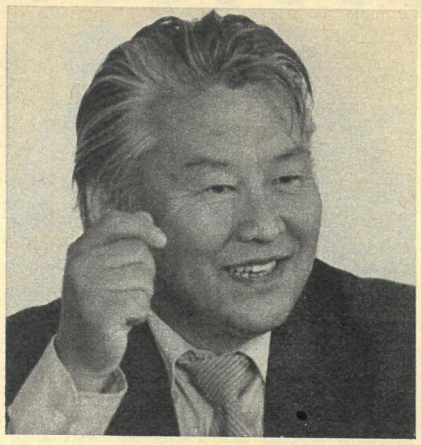
Wir sollen heute aus berufenem Mund mehr erfahren über Tuwinien. Im Gebietsparteikomitee der Tuwinischen ASSR sitzt zum Gespräch bereit der Sekretär für Agitation und Propaganda, Dandar-ool Kök-Chunajewitsch Oorshak. Bevor er jedoch eine Frage zuläßt, will er von uns wissen, wie uns Tuwinien gefällt. Je mehr wir ins Schwärmen geraten, desto mehr klärt sich sein arbeitsfinsteres Gesicht auf. „Na“, sagt er zufrieden lächelnd, „dann legen Sie mal los mit Ihren Fragen.“

In einem seiner Bücher schreibt Saltschak Toka, daß ein besitzloser Arat nicht aufrecht gehen durfte, er mußte seinen Rücken krumm machen, die Arme hängen lassen wie Stricke, immer bereit, sich tief zu verneigen…

Was Wunder bei unserer Geschichte: Erst wurden die Gebiete der Tuwiner von den Hunnen verwüstet, später kamen die Horden Tschinggis-Khans. Vom 13. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Gebiete des heutigen Tuwinien durch die mongolischen Khane beherrscht, 1758 bis 1911 von der mandschurischen Qing-Dynastie. 1914 wurde das Gebiet – als Urjanchaigebiet – russisches Protektorat. Das führte immerhin zur Entwicklung des Handels. Und mit der Übersiedlung vieler russischer Bauern kam es zu engen Kontakten zwischen beiden Völkern. Das war die Grundlage für eine weitere Annäherung des russischen und des tuwinischen Volkes. Außerdem wurde durch die Angliederung an Rußland das tuwinische Volk in die russische revolutionäre Entwicklung einbezogen.

Auch schon früher sahen die Tuwiner nicht tatenlos ihrer Unterjochung durch fremde Eroberer und die eigenen Feudalherren zu…

Da gab es zum Beispiel den Aufstand der Araten von 1883 bis 1885, der unter der Bezeichnung „Aufstand der 60 Recken“ in die Geschichte eingegangen ist. An der Spitze der Aufständischen standen der Arat Sambashyk und der kleine Beamte Dashima. Der Aufstand wurde grausam unterdrückt, fast alle Aufständischen richtete man hin. Trotzdem hatte der „Aufstand der 60 Recken“ für die nationale und soziale Befreiung des tuwinischen Volkes große Bedeutung. Seine Weiterführung sehen wir in der nationalen Befreiungsbewegung von 1911 bis 1912, als deren Ergebnis sich das tuwinische Volk von dem eineinhalbhundert Jahre währenden Joch der mandschurischen Eroberer befreite.



Dandar-ool Kök-Chunajewitsch Oorshak schwärmt: „Schöner als der Sajan ist nur der Sajan."

Die nationale Revolution führte unter dem Einfluß der Oktoberrevolution zum Sieg...

Ja, mit tatkräftiger Unterstützung der russischen revolutionären Arbeiter. Nach der Niederschlagung konterrevolutionärer Koltschakbanden wurde am 13. August 1921 die unabhängige Volksrepublik Tannu-Tuwa proklamiert. Tannu-Tuwa wurde die zweite Volksrepublik in der Welt, gegründet drei Jahre vor der Mongolischen Volksrepublik.

Von da an lernten die Araten, aufrecht zu gehen...

Sie begannen, den Kopf zu heben. Doch noch ein Jahrzehnt lang schlug sich die Revolutionäre Volkspartei Tannu-Tuwas mit Lama-Aufständen und Schamanen-Unruhen herum. Erst 1931 konnte man daran gehen, die eigenen Feudalherren zu enteignen.

Wie gestalteten sich die Beziehungen der Volksrepublik Tannu-Tuwa zur Sowjetunion?

1925 war ein Freundschaftsvertrag mit der Sowjetunion abgeschlossen worden. Sowjetische Wissenschaftler kamen zu uns. Geologen, Künstler, vor allem aber Lehrer, Ärzte, Bauarbeiter... In jeder Entwicklungsetappe, die Tannu-Tuwa zu bestehen hatte, stand die Sowjetunion unerschütterlich an der Seite der Tuwiner. Sie werden noch nach Ak-Dowurak fahren. Dort wird man Ihnen erzählen, daß wir ohne die Hilfe der Sowjetunion nicht in der Lage gewesen wären, unser Asbestvorkommen zu erschließen.

Im Heimatkundemuseum sahen wir ein Gemälde, auf dem Saltschak Toka vor dem Obersten Sowjet der UdSSR den Antrag um Aufnahme Tuwas in die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken vortrug.

Das war im August 1944. Am 13. Oktober 1944 wurde diesem Wunsch entsprochen, und das Tuwinische Autonome Gebiet im Rahmen der RSFSR gebildet. Am 10. Oktober 1961 wurde es in die Tuwinische ASSR umgewandelt. Am 13. Oktober 1984 feiern wir als jüngstes sowjetisches Territorium unseren 40. Geburtstag.

Unter der Sowjetmacht entwickelte sich die Tuwinische ASSR, einst ohne einen einzigen Industriebe-

Sollst ein gutes

Der Sajan: hier schroffe Gebirgsform von alpinem Typ.

Reitpferd nie bergaufwärts hetzen, durch Verweigerung nie einen guten Freund verletzen.

In Kysyl verkehren Busse und viele Autos: Ab 1990 ist auch für das gebirgige Tuwinien an den Bau einer Eisenbahn gedacht.

trieb, zur Agrar-Industrie-Republik – jahrzehntelang mit Saltschak Toka als Erstem Sekretär des Gebietsparteikomitees der Tuwinischen ASSR an der Spitze.

Ja, aus dem bettelarmen Toka ist ein Staatsmann geworden und aus unserem Viehzüchterland eine Agrar-Industrie-Republik. Sechzig Prozent der Bruttoproduktion der Volkswirtschaft entfallen heute auf die Landwirtschaft, vierzig Prozent auf die Industrie. Traditioneller Zweig der Landwirtschaft ist auch heute die Viehzucht. An erster Stelle stehen die Schafe mit einhalb Millionen Stück. Außerdem züchten wir Ziegen, vor allem die wollreichen Angoraziegen. Aber in unserem Land gibt es auch eine große Anzahl Pferde, Yaks, Kamele, Rentiere. Wir sind gegenwärtig sehr daran interessiert, das Interesse der Züchter für die Yaks zu erhöhen, weil das Tiere sind, die Selbstbedienung betreiben, man muß ihnen das Futter nicht vorsetzen, sie brauchen keine Ställe. Die natürlichen Gegebenheiten in unserem Land sind gut für sie.

Ende der zwanziger Jahre besuchte der deutsche Völkerkundler Otto Mänchen-Helfen Tannu-Tuwa. In seinem Buch schreibt er, daß die Liebe des Tuwiners seiner Herde gelte, nicht seinem kleinen Acker. „Die Tuwiner", behauptet er, „sind alles andere, nur keine Bauern." Wie steht es heute um den Ackerbau?

Archäologen haben nachgewiesen, daß die Tuwiner schon in alten Zeiten Ackerbau betrieben. Allerdings war die Ernte unter unseren spezifischen Gegebenheiten, damit meine ich Bodenverhältnisse und Klima, nicht lohnend, so daß tatsächlich die Viehzucht immer Vorrang hatte. Seit Gründung der Volksrepublik allerdings beschäftigen wir uns auch intensiv mit dem Ackerbau. Nach 1944 stellte uns das Sowjetland moderne landwirtschaftliche Technik zur Verfügung. Seitdem erschlossen wir sogar Neuland: 350 000 Hektar. Seit 1945 erhöhte sich die Bruttoproduktion der Landwirtschaft um das Zwanzigfache.

Und die der Industrie?

Das Tempo der Entwicklung Tuwiniens ist höher als das durchschnittliche Entwicklungstempo in der UdSSR. Zwischen 1945 und 1977 stieg die Bruttoproduktion der Industrie um das 57fache. Die Kombinate „Tuwakobalt" und „Tuwaasbest" haben Allunionsbedeutung.

Dandar-ool Kök-Chunajewitsch, mich hat außerordentlich beeindruckt, daß fast alle unsere Gesprächspartner, ob Chefredakteur des Buchverlages oder Museumsdirektorin, ob Institutsdirektor oder Vorsitzender des Verbandes bildender Künstler, ob der Vorsitzende des Schriftsteller- oder Komponistenverbandes... tuwinischer Nationalität sind.

Warum hat Sie das überrascht?

Weil doch sechs Jahrzehnte seit Gründung der Volksrepublik und vier Jahrzehnte seit Beitritt zur sowjetischen Völkergemeinschaft historisch gesehen eine sehr kurze Zeitspanne sind.

Nun, um nur ein Beispiel zu nennen: Als 1945 unser Institut für Sprache, Literatur und Geschichte gegründet wurde, wäre es uns ohne die Hilfe sowjetischer Gelehrter – nicht nur russischer – überhaupt nicht möglich gewesen, wissenschaftlich zu arbeiten. Unter den elf Wissenschaftlern mit Hochschulabschluß war kein einziger Tuwiner. Erst 1952 kamen die ersten Tuwiner mit Universitätsausbildung ans Institut. Sie hatten ihre Ausbildung in Moskau, Leningrad und Odessa erhalten. So war es auf fast allen Gebieten. Sogar unsere Briefmarken entwarf eine Moskauer Grafikerin. Man brachte uns im wahrsten Sinne des Wortes das Abc bei. Aber als wir es konnten, da überließ man den Tuwinern in Tuwinien alle Rechte und Pflichten.

Das Atmen gelehrt

Heute, sagt Marina, würde sie uns poetisch kommen, sie habe einen Treff für uns im Schriftstellerverband vereinbart.

Vom Vorsitzenden des Verbandes, von Kysyl-Enik Kyrdys Kudashi, erfahren wir dann, daß der Schriftstellerverband der Tuwinischen ASSR 1942 gegründet worden ist.

Erst? Schon?

„1930 erst", antwortet Kysyl-Enik Kudashi, „erhielten die Tuwiner eine eigene Schrift, zunächst mit lateinischen Buchstaben, ab 1940 auf der Grundlage des kyrillischen Alphabets mit drei zusätzlichen Zeichen. Hauptschöpfer des tuwinischen Alphabets ist der sowjetische Gelehrte Professor Palmbach.

Der Schriftstellerverband wurde schon zwölf Jahre nach Erhalt der Schriftsprache gegründet, von Saltschak Toka, dem Ersten der tuwinischen Literatur. Als Kysyl noch aus drei Dutzend Holzhäusern bestand, war er mutterseelenallein hierher gekommen, um zu lernen. Nachdem 1921 die Volksrepublik Tannu-Tuwa ausgerufen worden war, ging er zur Armee, danach machte er sich auf den langen Weg nach Moskau, einen Monat brauchte er damals für diese Strecke, für die wir heute nur Stunden benötigen. Nach seiner Rückkehr wurde er Sekretär des Zentralkomitees der Revolutionären Volkspartei."

Als der Schriftstellerverband 1942 von dem Tuwiner Toka gegründet wurde, hatte er neun Mitglieder, acht davon waren Russen. Heute hat der Verband fünfzehn Mitglieder, davon sind drei russischer, einer burjatischer und elf tuwinischer Nationalität. Von den elf Tuwinern stellt sich uns Leonid Tschadamba als der Älteste vor, im Verband ist er seit 1945. Leonid Tschadamba wurde 1918 in einem Tschum geboren, seine Mutter starb, als er drei Jahre alt war. Als der Vater starb war er acht. Sie waren elf Kinder, sechs kamen über das Kleinkindalter nicht hinaus. Leonid Tschadamba wurde, wie seine fünf Geschwister, von Verwandten aufgezogen. Bis 1929 lebte er im Tschum, „in einem solchen wie ihn Saltschak Toka beschreibt". Mit vierzehn Jahren lernte er in der neugegründeten Schule schreiben und lesen, sein Lehrer war Professor Palmbach. „Er hat mich das Atmen gelehrt", sagt Leonid Tschadamba.

Mit achtzehn Jahren wurde er – nach Abschluß der Kysyler Pädagogischen Fachschule – selbst Lehrer, einer der ersten tuwinischen. Er blieb es achtzehn Jahre lang. Dann arbeitete er im 1945 gegründeten Kysyler Institut für Sprache, Literatur und Geschichte, wurde 1962 sogar Direktor des Instituts. Drei Legislaturperioden lang war er Deputierter des Obersten Sowjets und bis vor kurzem Verantwortlicher Sekretär des Tuwinischen Friedenskomitees. Seine Frau ist Journalistin, sie haben acht Kinder, vier Jungen und vier Mädchen. Was wurden sie, deren Vater hungernd und frierend im Tschum aufwuchs? Sie wurden: Lehrer, Arzt, Topograph, Bajan ist Schüler der 10. Klasse; Buchbinderin, Regisseurin, Handelsleiterin, Kulturwissenschaftlerin.

Leonid Tschadamba fühlt sich in seiner Lyrik ganz seiner tuwinischen Heimat verbunden, am liebsten besingt er die Landschaft. Tuwinien ist reich an Flüssen und Seen. Es gibt über achttausend Flüsse und mehr als vierhundertdreißig große und kleine Seen, der größte See ist der Asas. Ihn umschwärmt Leonid Tschadamba:

Viele Männer Tannu-Tuwas gingen im Großen Vaterländischen Krieg in die Rote Armee: Der Panzer wurde zum Gedenken aufgestellt.

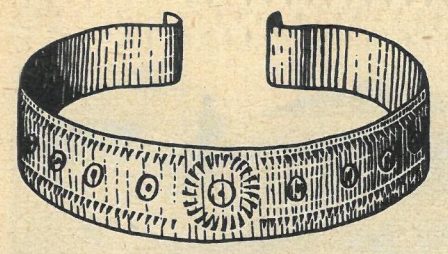
nicht sah, das sieht sein Sohn.

Wie Gold überm Wasser
der Sonnenuntergang,
und goldene Schlösser
die Kimmung entlang.
Das Gold rieselt nieder,
den See hat's erfaßt –
geschmolzene Sonne
füllt jetzt den Asas.
Der Blick unterscheidet
den Wasserrand kaum
dort fern von des Himmels
rotglühendem Saum.
Rings alles verzaubert,
so seidig und weich –
der See einem riesigen
Blütenkelch gleich.
Er winkt uns verlockend
und lacht unbeschwert.
Wer hat seine Wellen
das Atmen gelehrt?
Drum strahle, bis später
der Abend verblaßt,
du märchenhaft schöner,
geliebter Asas.

Von den elf Literaten tuwinischer Nationalität ist Jekaterina Tuktugoolowna Tanowa die einzige Frau, im Verband ist sie seit 1973. Von ihr erfahren wir: 1932 in einer Jurte geboren, wechselte sie mit ihren Eltern, Viehzüchtern, viermal jährlich den Weideplatz; im Winter bewohnten sie bereits ein festes Haus; heute lebt sie in der großen Stadt. Jekaterina Tanowas Mann ist Lehrer, von ihren beiden Söhnen wurde einer Lehrer an der Kysyler Musikschule, einer Beleuchter beim Tuwinischen Fernsehen. Jekaterina Tanowa verteidigte kürzlich ihre Dissertation, sie schreibt Balladen, Gedichte, Poeme, am meisten liebt sie historische Themen.
Saltschalk Toka sagt in seinem Buch: „Ich konnte nicht begreifen, daß außer den Einwohnern von Tuwa noch andere Menschen existieren." Für Jekaterina Tanowa ist die Heimat um vieles größer geworden, wir fanden ihr Gedicht „Heimatland".

Begründer der tuwinischen Kinderliteratur: Leonid Tschadamba, langjährigstes Mitglied des Verbandes.

Auf dem Weg vom Schriftstellerverband zurück ins Gästehaus macht uns Marina auf ein kleines, unscheinbares Haus aufmerksam. „In diesem Gebäude", sagt sie, „tagte 1941 der Kleine Hural, auf dem Saltschak Toka die Tuwiner aufforderte, der Sowjetunion jegliche Unterstützung zuteil werden zu lassen. Heute steht dieses Haus unter Denkmalschutz, unser Heimatkundemuseum ist jetzt darin eingerichtet."
Tuwinische Gardereiter und Panzersoldaten gingen während des Großen Vaterländischen Krieges als Freiwillige in die Rote Armee. Im Laufe der Kriegsjahre schickte die Volksrepublik Tannu-Tuwa, die selbst nichts im Überfluß hatte, fünf Züge mit Geschenken an die Front, das waren 385 Waggons mit Weizen, warmen Sachen, Skiern ...; etwa 50 000 Pferde, Geld für drei Flugzeuggeschwader; den Kolchosbauern der Ukraine sandte die Volksrepublik Tannu-Tuwa 30 000 Stück Vieh.



Armspange, 18. Jahrhundert: tuwinische Ornamente in Silber geprägt.

„Sie werden gleich einen Panzer, einen T-34 sehen", sagt Marina, „der zum Gedenken des Großen Vaterländischen Krieges aufgestellt wurde."
Mir gefällt nicht, daß ich Kinder genauso respektlos auf dem Panzer herumturnen sehe, wie am ersten Tag unseres Hierseins die Kleinen auf den für sie gefertigten Figuren in dem für sie geschaffenen Park. Aber keiner der Vorübergehenden findet etwas dabei, daß die Kinder auf dem Panzer herumtollen, und da sage ich mir, daß es schließlich auch gut ist, wenn Kindern Krieg nicht dasselbe bedeutet wie mir, die ich ihn miterlebt habe.

Von der Machtlosigkeit des Uhrzeigers

Wir freuen uns unbändig auf unsere erste Fahrt ins Land. Sie führt nach Don-Teresin, wohl an die zweitausendfünfhundert Meter hoch, zu einer Herde Yaks und ihrem Gebieter.
Als wir wie immer ohne eine Minute Verspätung das Auto besteigen, frage ich Marina: „Kann man sagen, daß die Tuwiner ausgesprochen pünktliche Leute sind?"
Marina schmunzelt fein: „Wir glauben, Pünktlichkeit den sprichwörtlich pünktlichen Deutschen schuldig zu sein ... Draußen auf den Weiden, Sie werden es heute noch zu spüren bekommen, hat der Uhrzeiger keine große Macht über die Tuwiner."
Da heißt es, mit der Tür nicht in die Jurte zu fallen.
Sechs Stunden soll die Fahrt nach Don-Teresin dauern.
Detlev Steinberg, der Tuwinien das zweite Mal bereist, war Nina Charitonowa und mir schon nahezu auf den Wecker gegangen mit seiner Schwärmerei über die An- und Ausblicke, die sich unseren Augen bieten würden. Nina sagte sogar: „Sei endlich still, ich will mir ein eigenes Bild machen."
Und dann machen wir uns ein eigenes Bild: Die Straße führt am Jenissej entlang. Breit und gewichtig strömt er dahin. Dann rechts und links der Straße, mal zum Greifen nahe, mal in die nahe Ferne gerückt durch Weiden oder Felder, die Kette des Sajangebirges. Da die Straße serpentinenartig direkt durch das Gebirge führt, siehst du die Bergeskette auch vor dir, und wenn du aus dem Wagenfenster blickst auch hinter dir. Immer hast du das Gefühl, dich in einem ganz und gar geschlossenen Talkessel zu befinden, obwohl du weißt, daß hinter dir eine Öffnung sein muß, du bist ja gerade erst durchgefahren.
Die mehrreihige Kette hat unterschiedliche Farben. Die untere ist grün – das sind die Kiefern und Zirbelkiefern –, goldgelb – das sind die herbstlich gefärbten Lärchen – und weiß – das sind die geraden weißen Stämme der kahlen Birken, ihre Blätter haben die meisten schon abgeworfen; die nächste Reihe, nur noch strauchbewachsen, zeigt kräftige rote und braune Oktoberfärbung; dann wird die Kettenreihe grau, gigantisch-steinig, wuchslos; der Abschluß ist schneeweiß, von der Sonne umfunkelt, die

Schreibt Gedichte, Theaterstücke, historische Bücher: Jekaterina Tanowa, Fernsehjournalistin.

HEIMATLAND

Wer könnte dir im Leben mehr bedeuten
als deine Mutter, die zur Welt dich brachte?
Und welches Fleckchen Erde wär dir lieber
als das, wo du die ersten Gehversuche machtest?
Von klein auf nenn ich einen Berg mein eigen –
Kysyl-Taiga, so heißt der alte Recke.
Dort lief ich barfuß, rief nach unsern Zicklein,
Felshänge echoten die Rufe neckend.

Auf seinem Gipfel strahlt der See Süt-Chol,
als würd in einer hohlen Hand er liegen.
Es schaukelten mich seine Wellen sanft,
wie Mutter mich in meiner Kindheit wiegte.
Dort fließt ein kleiner Bergbach, der Chemtschik,
er lärmt lautstark, dem fernen Tal zustrebend.
Das Rauschen seines ungestümen Laufs
folgt mir auf Schritt und Tritt in meinem Leben.

Die Liebe zu dem heimischen Stück Erde –
sie ist's, was mich auf meinem Weg begleitet.
Auf starken Schwingen trägt mich diese Liebe,
so flieg ich frei durch alle Landesweiten.

Ersteige ich die Steilen ferner Berge,
so sehe ich die Felsen, die mich neckten,
und weiche Meeresfluten, die mich wiegen,
Erinnerungen an den Bergsee wecken.

Weit sind die Wege durch die Riesenheimat,
doch hin zu meinem Ursprung führen alle.
„Grüß dich, Kysyl-Taiga!" da kommt das Echo
vom Kaukasus und vom Ural her schallend.
„Mein Mütterchen Chemtschik!" so ruf ich zärtlich;
flugs melden sich der Jenissej, die Wolga.
„Süt-Chol", so frag ich, „bist du meine Wiege?" –
und weiß, die Antwort wird vom Kaspi folgen.

O Heimat, wie unendlich groß auch immer,
bis hin zum Grashalm nenn ich dich mein eigen.
Für all die Liebe, die du mir beschert hast,
will ich nach Kräften mich erkenntlich zeigen.
Der schmale Pfad aus meinem Heimatfleckchen
mündet in Trassen hoch über den Wolken.
Und von der Liebe Glücksgefühl beflügelt,
weiht restlos ich mein Herz dem Dienst am Volke.

wird sich selber nicht beklatschen. Der Dachs sieht niemals seine eigene Glatze.

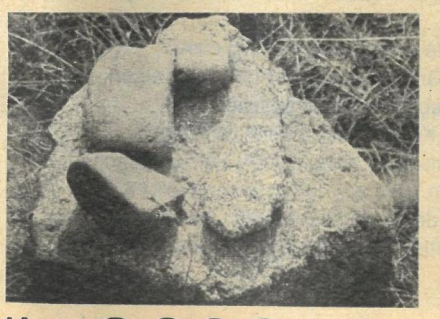
Wenn „Nachbarn" kilometerweit entfernt sind: ein figurenähnlicher Stein – als „Grundstücks"schmuck.

von einem strahlend-blauen Himmel auf alles guckt, auch auf uns, die wir soviel Schönheit nicht fassen können. Dazu auf Schritt und Tritt Viehherden, zu Pferde der Hirt, fast immer in der traditionellen farbenprächtigen tuwinischen Tracht, meist von einer Meute Hunde umtobt.

In Detlev Steinbergs Gesicht steht deutlich zu lesen: „Na, hatte ich zuviel versprochen?" – Nina Charitonowa, bisher verliebt in die Berge des Kaukasus, sagt ein über das andere Mal: „Na sowas." oder „Das kann's doch nicht geben." – Ich sage gar nichts. Am liebsten wäre ich jetzt ganz allein…

Und der Uhrzeiger, der hat nun auch über uns „sprichwörtlich pünktliche Deutsche" seine Macht verloren.

Einzige eigene Quelle zur Erforschung der Geschichte: kunstvoll geschnitzte Figuren in Stein, oft mit alttürkischen Inschriften.



Sogenannte Owaa: Kultstätte vieler zentralasiatischer Völker, oft mit Bändern und Fähnchen geschmückt.

Einer singt im Duett

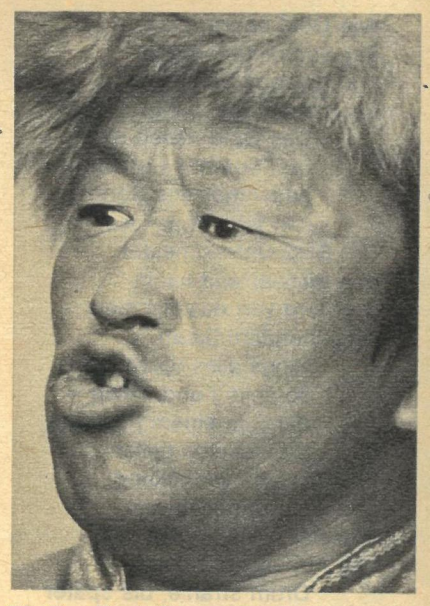
Immerzu bittet einer von uns anzuhalten, unbedingt anzuhalten! Es sieht ulkig aus, wie wir drei uns dann wie die Kreisel drehen, um die Rundumsicht zu genießen.

Detlev, der zum Zwecke des Fotografierens irgendwo herumkraxelt, winkt. Er hat etwas entdeckt: auf einem Hügel an einem kleinen Flüßchen einen Steinhaufen, den nur Menschenhand hier angelegt haben kann. Durch unseren Besuch im Kysyler Heimatkundemuseum wissen wir, daß dies sogenannte Owaa sind, Steinhaufen zu kultischen Zwecken, häufig angelegt auf Bergen, an Pässen und markanten Wegstellen, wo eine Ortsgottheit verehrt wurde. Es ist Sitte, als Vorüberkommender einen Stein dazuzulegen. Der eine oder andere gibt seinen Stein sicherlich auch heute noch aus kultischen Gründen, aber bei den meisten ist dies wohl nur noch Tradition oder einfach Aberglaube. Wir jedenfalls wünschen uns mit den Steinen, die wir dazulegen, auch weiterhin Glück auf den Weg.

Ein anderes Mal winke ich, weil ich vor einer Jurte einen grob behauenen Stein stehen sehe, einen Menschen, vom Kopf bis zur Hüfte andeutend. Im Museum hatte man uns erzählt, daß solche Steine böse Geister milde stimmen sollten. Die jahrhundertealten Steingebilde, echte Kunstwerke zum Teil, hat man überall in der Steppe aufgefunden, sie zieren in langen Reihen den Museumshof. Noch immer wundert man sich, wie die Menschen sie dazumal in die Steppe geschafft haben. Die Furcht vor den bösen Geistern konnte offensichtlich Steine versetzen… Der Hirt, den wir fragen, ob sein „junger" Stein für irgendwelche Geister bestimmt sei, verneint entschieden, sagt, es sähe doch so schöner aus.

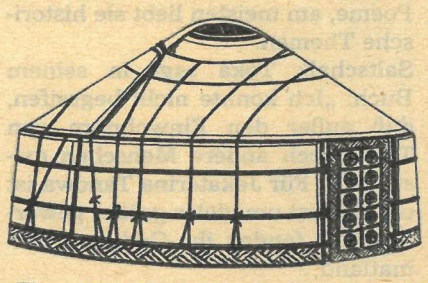
Wie überall auf der Welt glaubten auch die Tuwiner früher an manche guten und viele bösen Geister. Den guten Geistern brachte man Verehrung und Opfer dar, um sich ihres Schutzes zu vergewissern, die anderen suchte man durch allerhand Vorkehrungen fernzuhalten – von der Jurte, von der Familie, von dem Vieh, von sich selbst, vor allem aber von den Kindern. Alle abwehrzauberischen Praktiken zu nennen, ist unmöglich, denn die Phantasie der Tuwiner kannte keine Grenzen. Nehmen wir als Beispiel nur die Namensnennung, weil sich Spuren bis in die heutige Zeit finden lassen. Um Einfluß auf die Geister zu nehmen, gab man den Kindern abschreckende Namen, die zum Ausdruck bringen sollten, daß der, der ihn trägt, es nicht wert ist, daß der böse Geist sich um ihn bemüht: Dyrtyk-Uwaa (Krummes Baby), Myjakban (Scheißdreckchen), Galdar-ool (Rotzjunge), Ozrukban (Fürzchen); einige der schützenden Namen haben neben der abstoßenden zugleich auch eine abschreckende Funktion, so zum Beispiel: Elee (Geier), Dsherlig (Wilder), Mangys (Bezeichnung des Ungeheuers in der tuwinischen Folklore). Absolut feststehende Jungen- und Mädchennamen gab es nicht. Zum Erkennen des Geschlechts durch den Namen hing man dem, der für einen Jungen bestimmt war, oft die Silbe -ool an, dem Namen, der für ein Mädchen gedacht war, die Silbe -kys. So gekennzeichnete Namen begegnen einem in Tuwinien auf Schritt und Tritt. Ein Zug der neuen Zeit ist, daß das einst nur männliche -ool aus des Vaters Vornamen im Vatersnamen der Tochter auftaucht, erinnert sei an die Lyrikerin Jekaterina Tuktug*ool*owna Tanowa. Die Tuwiner tragen Vatersnamen seit etwa dreißig Jahren.

Ortsgottheit, gute Geister, böse Geister… da ist es an der Zeit, etwas zu sagen über die Glaubensrichtung der Tuwiner. Seit dem 17. Jahrhundert war in Tuwa der Lamaismus verbreitet, doch der Schamanenkult blieb daneben bis ins 20. Jahrhundert lebendig; der Lamaismus ist eine Form des Buddhismus. Noch im Jahre 1931 waren mehr als siebenhundert praktizierende Schamanen in Tuwa registriert. Dem Schamanismus liegt der Glaube zugrunde, der Mensch könne mit unsichtbaren Mächten Beziehungen aufnehmen und sie beeinflussen. Das geschah durch magische Tänze, Beschwörungsformeln und Autosuggestion, oft unter Einwirkung verschiedener Narkotika. Vermittler zwischen diesen unsichtbaren Mächten und den Menschen waren die Schamanen. Der letzte „große tuwinische Schamane", so schreibt der Moskauer Ethnologe Wainschtein, starb Ende der sechziger Jahre, „nachdem man sich in einem Krankenhaus lange aufopferungsvoll um den alten Mann bemüht hatte".



Ein Zweilautsänger: Er singt mit gespitztem Mund und spitzer Zunge.

Bei unserem letzten Halt, Marina blickt unzweideutig auf die Uhr (auf die Uhr!), hören wir aus der Ferne einen ungewöhnlichen Gesang. Vermutlich ein Hirt, der sich sein Alleinsein verschönt: mit einem Zweilautgesang. Nordmongolen beherrschen ihn, Chakassen, Ostaltaier, Baschkiren und Tuwiner. Am stärksten verbreitet ist dieser sonderbare Gesang in der Tuwinischen ASSR. Ein einziger Mensch singt so, daß es sich anhört, als würden zwei zugleich singen, zweistimmig: der eine mit einem niedrigen Hauptlaut, der andere mit einem höheren Pfeiflaut.



Eine Jurte, filzbedeckt: Dafür ist die Wolle von 200 Schafen nötig.

In Kysyl hatten wir schon einigen Zweilautsängern gelauscht, einen konnten wir kurz sprechen: Arbai-ool Chertek. Von klein auf hatte er versucht, den Zweilautgesang seines Vaters zu erlernen, aber es gelang nicht. „Da glaubte ich", sagt Arbai-ool Chertek, „es gehören eine bestimmte Veranlagung dazu und besondere Stimmbänder."

Im Komponistenverband hatte man uns Schallplatten geschenkt mit Aufnahmen der berühmtesten Zweilautsänger Tuwiniens. (Nina Charitonowa übrigens hat ihre drei Platten für unser Völkerschafts-

Weiter Seite 43

Völkerschafts-Preisrätsel

auf Seite 42

Falls Sie Spaß daran haben, Kreuzworträtsel zu lösen, dann lesen Sie bitte den Beitrag über die Tuwinische ASSR (Seiten 4 bis 15 und Seiten 42 bis 53) besonders aufmerksam. Sie können gewinnen:

1. Preis: 1000 Mark
2. Preis: 750 Mark
3. Preis: 500 Mark
4. Preis: 250 Mark
5. Preis: 100 Mark
6.—55. Preis: je 25 Mark

Außerdem haben wir wertvolle Souvenirs aus Agalmatolith (Bildstein) für Sie aus dem Herzen Asiens mitgebracht; einige sind nebenstehend abgebildet.
Der erste Einsender erhält eine Kassette mit drei Schallplatten, Aufnahmen der berühmtesten Zweilautsänger Tuwiniens.

Die Buchstaben in den Kreisfeldern unseres Völkerschafts-Preisrätsels ergeben – zeilenweise gelesen – die Lösung des Preisrätsels (aus zehn Wörtern bestehend). Wenn Sie glauben, die Lösung gefunden zu haben, schreiben Sie diese bitte auf eine Postkarte (Briefe werden nicht gewertet.)
Einsendeschluß: 24. 9. 1984 (Datum des Poststempels).
Anschrift: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10.
Auflösung und Gewinner – Auslosung unter Ausschluß des Rechtsweges – werden in Heft 22/1984 veröffentlicht.

Liebe Leser! Schreiben Sie uns bitte, wie Ihnen unsere Serie „Völkerschaften der UdSSR" gefällt. FREIE WELT setzt die Sammelserie 1985 mit den Kalmyken fort!

Bildschönes...

...aus Bildstein, wissenschaftlich Agalmatolith genannt, umgangssprachlich auch Speckstein oder Gipsstein. Es gibt diesen Stein nur in ganz wenigen Gebieten der Welt, er ist rosa, beige, hellbraun, ocker, grau; die wertvollsten Steine sind die schneeweißen und anthrazitschwarzen, sie sind am raresten, auch am härtesten. Seit alters schnitzen die Tuwiner aus Agalmatolith Tiere ihrer Umwelt, auch Phantasielebewesen und typische Szenen ihres Alltags.

1965 wurde der Verband bildender Künstler gegründet, heute sind darin die dreizehn besten Steinschnitzer, zwölf Grafiker und Maler, ein Bildhauer. Als eine der allerbesten gilt die Repin-Preisträgerin Raissa Araktschaa. Sie betreut mehrere junge, besonders begabte Künstler, auch Alexej Kagai-ool (Foto oben), der 1980 seine Ausbildung an der Kunstfachschule in Kysyl beendete.
Früher wurde das Schnitzen in Stein vom Vater auf den Sohn vererbt, es war ausschließlich Männersache!

Das Autorenkollektiv: Gisela Reller (Text), Nina Charitonowa (APN-Mitarbeiterin), Detlev Steinberg (Bild)

40 Jahre vom Faschismus befreit

Schauplätze – Augenzeugen

22. Juli 1944. Sowjetische und polnische Kampfeinheiten marschieren in Chelm ein. Der erste größere Ort Polens ist frei. In Chelm konstituiert sich das Polnische Komitee der Nationalen Befreiung (PKWN). In Chelm wird das Manifest des PKWN gedruckt und verkündet, die Geburtsurkunde des neuen Staates. Chelm fungiert, wenn man so will, neun Tage lang als Hauptstadt Volkspolens, vor Lublin, das diese Rolle 184 Tage innehat, und dem schließlich ebenfalls befreiten und in seine angestammten Rechte wiedereingesetzten Warschau. FW-Mitarbeiter Fritz Jahn (Text) und Alfred Paszkowiak (Fotos) sahen sich in der ostpolnischen Stadt um, die in die Geschichte einging, befragten Akteure von damals und heute.

Die Neun-Tage-Hauptstadt

Jozef Cwierz (l.) und Jan Duda, Obersten d. R., Teilnehmer der Befreiung von Chelm:

„Wir haben gestanden wie eine Mauer – immer!“

Die Neun-Tage-Hauptstadt

Wo einst die Panzer der Befreier fuhren (vgl. Aufmachungsfoto): die Lubelskastraße an einem Sommertag des Jahres 1984.

Chelm begegnet uns schon in Warschau, das historische Chelm.

Ein bescheidenes, einstöckiges Gebäude unweit vom großen neuen Haus der Gesellschaft für Polnisch-Sowjetische Freundschaft. Ältere Herren gehen dort ein und aus. Ihren zielgerichteten Schritten, ihren freundlich-wachen Gesichtern ist zu entnehmen: Wir machen noch kräftig mit, wir gehören noch längst nicht zum alten Eisen!

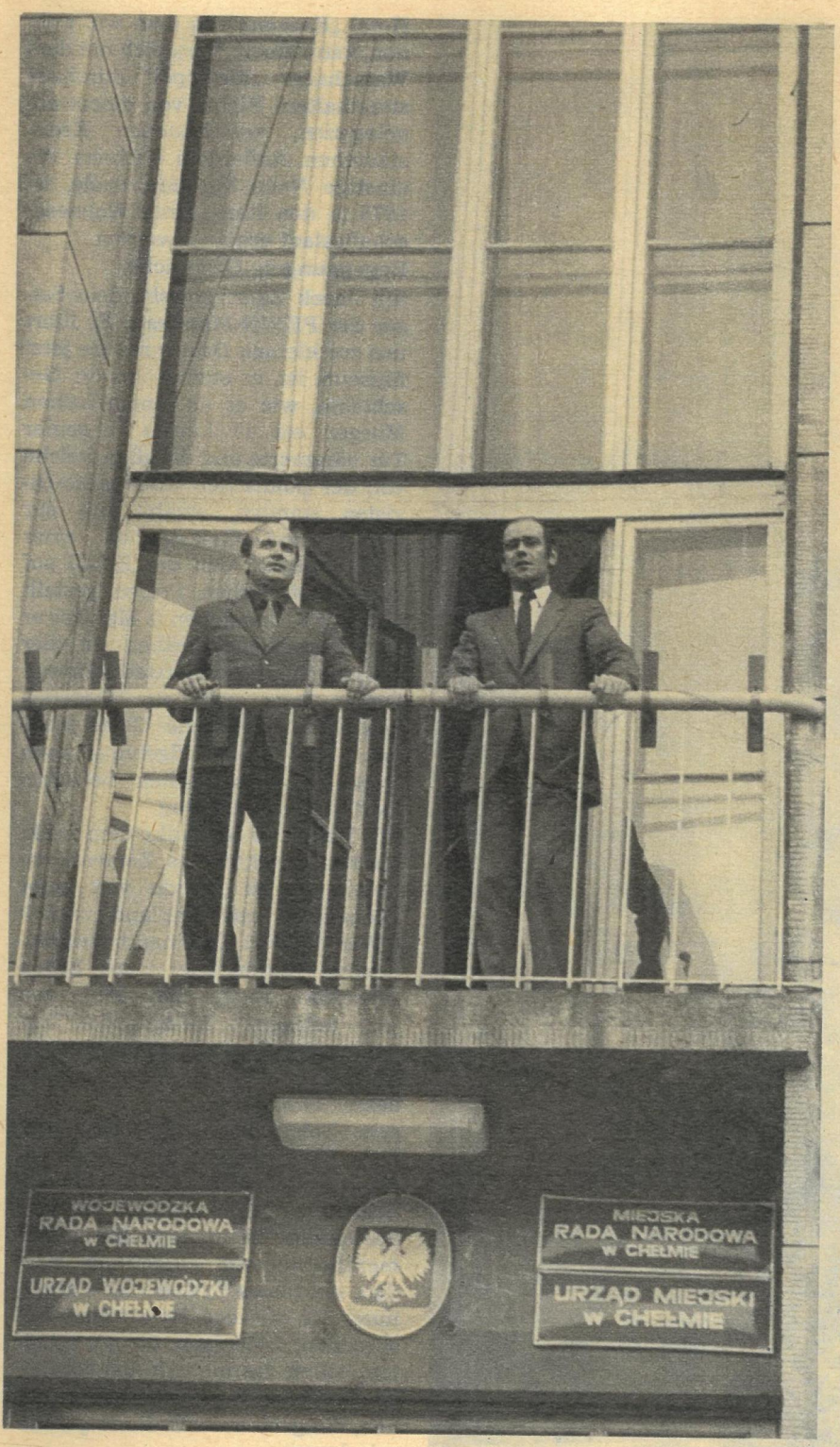
Ein Emailleschild – weiße Schrift auf rotem Grund wie bei allen staatlichen Institutionen – besagt, daß wir uns beim Landesrat der ehemaligen polnischen Soldaten der Roten Armee befinden. Etwa 15 000 dieser Kämpfer leben noch beziehungsweise werden durch diese Vereinigung vertreten. Sie pflegen Kameradschaft und gegenseitige Hilfe, sie sind der Gesellschaft für Polnisch-Sowjetische Freundschaft eine gute Stütze, halten Vorträge vor Arbeitern, Soldaten, Schülern, betreuen sowjetische Touristen, vor allem Veteranendelegationen, sammeln historische Dokumente, geben Bücher heraus. Zwei sind schon im Armeeverlag erschienen. „In den Reihen der Sieger" und „Unter gemeinsamer Fahne". Das erste ist nicht mehr greifbar, ein Exemplar des jüngeren erhalten wir – mit an Ort und Stelle in Schönschrift verfertigter, ordnungsgemäß unterzeichneter und gestempelter Widmung – geschenkt. Die Bücher kommen auch in der Sowjetunion heraus. Band 1 ist es bereits in einer Auflage von 65 000, Band 2 wird gerade ins Russische übertragen. „Eines Tages gehen wir in die Ewigkeit", sagt Jan Duda, Oberst im Ruhestand, und lächelt dabei, „wir möchten die Erinnerungen retten, etwas muß doch bleiben."

Noch zwei Obersten sitzen an unserem Tisch, Jozef Cwierz und Dr. Wiktor Leszkowicz. Wir empfinden so etwas wie Journalistenglück: Alle drei haben bei Chelm mitgekämpft. Zwar nicht zu erkennen auf dem Foto, das wir zur Eröffnung unseres Beitrages ausgewählt haben, aber auf alle Fälle sind Sie irgendwo in der Kolonne der Befreier gewesen, die von der Bevölkerung jubelnd begrüßt wurde. Jozef Cwierz' Bemerkung, fast die gesamte 1. polnische Armee sei durch Chelm marschiert, kann uns nicht ernüchtern.

An das Manifest des Polnischen Komitees der Nationalen Befreiung (PKWN), oh ja, daran entsinne er sich noch genau. Er habe ihn doch mit ausgefahren in die Städte und Dörfer, den Aufruf des Vorläufers der ersten polnischen Volksregierung, an der Seite der Sowjetarmee die Hitlerokkupanten aus dem Lande zu jagen und ein neues, gerechtes Polen der Arbeiter und Bauern, aller schaffenden Menschen aufzubauen. Die Leute auf der Straße – Zivilisten, Soldaten, Partisanen, die aus den Wäldern zur regulären Truppe stießen – wollten ihnen das Papier aus den Händen reißen, aber das ging nicht. Es gab zu wenig Blätter, auf einer vorsintflutlichen Maschine im Handbetrieb abgezogen, achtzehn Umdrehungen des Schwungrades pro Exemplar, der Drucker mußte sich starke Hände von der Straße dazu holen. So wurde das Manifest entweder vor einem größeren Kreis verlesen oder an sichtbarer Stelle ausgehängt.

Über jeden dieser ehemaligen Soldaten ließe sich eine gesonderte Geschichte schreiben. An dieser Stelle nur so viel: Alle drei dienten in der Sowjetarmee, als sie im Mai 1943 die Nachricht von der geplanten Aufstellung polnischer Einheiten in der Sowjetunion erreichte. Jozef Cwierz war gerade von seiner zweiten schweren Verwundung genesen, Wiktor Leszkowicz und Jan Duda hatten Stalingrad hinter sich. Wiktor Leszkowicz: „Ich habe bestimmt schon Hunderte Bahnstationen gesehen, die von Selzy bei Rjasan, wo unsere erste Division ins Leben gerufen wurde, vergesse ich mein Lebtag nicht. So viele Landsleute auf einem Haufen. Und als wir dann unseren polnischen Adler sahen, da haben alle geweint…"

Schichtschluß in der Schuhfabrik „PKWN". Jahresproduktion vier Millionen Paare.



Marian Symoniuk (l.), 1. Sekretär der Stadtleitung der PVAP, und Miroslaw Kasperek, Oberbürgermeister, auf dem Balkon, von dem das historische Manifest verkündet wurde:

„Chelm hat Tradition. Tradition verpflichtet."

Kämpfend zogen sie durch die Ukraine, durch Belorußland, überquerten den Bug, die Weichsel, halfen Warschau befreien. Jan Duda: „Doch da war kaum jemand, der auf uns wartete, die Faschisten hatten ihr Todesurteil über die Stadt vollstreckt." Wiktor Leszkowicz blieb, es gab viel zu tun im jungen, polnischen Staat. Die beiden anderen setzten auch noch über die Oder. Für Jozef Cwierz war der Krieg an der Elbe zu Ende, Jan Duda nahm zuletzt noch am Sturm auf Berlin teil. Für seine Verdienste bei der Befreiung vom Faschismus und für seine völkerverbindende Arbeit danach wurde er zum 25. Jahrestag der DDR mit unserem Vaterländischen Verdienstorden in Gold geehrt.

Sie haben nicht gezählt, wieviel sowjetische und polnische Kameraden links und rechts von ihnen fielen. Es waren viele, sehr viele.

Wiktor Leszkowicz bringt das Gespräch auf die unmittelbar zurückliegende Zeit: „Es war etwas still geworden um uns. ‚Wohlmeinende Freunde' rieten, nicht zu laut über unsere Vergangenheit zu reden."

Jan Duda: „Sie wissen, was los war. Unter dem Deckmantel von Korrekturen an unserer Gesellschaftsordnung versuchten vom Westen inspirierte Kräfte das ganze System hinwegzukorrigieren. Fehler, die begangen worden sind, wurden vom Gegner zum Frontalangriff auf die Partei und auf den Sozialismus genutzt."

Jozef Cwierz: „Auf das, wofür so viele unserer polnischen und sowjetischen Genossen ihr Blut gegeben haben."

Wiktor Leszkowicz: „Das hat uns alle mobilisiert. Wir haben unsere Ideale verteidigt, wir sind in die Betriebe und Schulen gegangen, wir haben immer wieder erzählt, welchen Preis die Generation der Väter gezahlt hat..."

Jozef Cwierz: „...und von der Waffenbrüderschaft haben wir gesprochen, die in so schweren Zeiten gewachsen ist."

Jan Duda: „Wir haben wie eine Mauer gestanden gegen die Konterrevolution."

Vierzig Jahre nach Neubeginn – sind die Ansprüche verwirklicht, mit denen die Vertreter der Volksmacht damals in Chelm antraten? Jan Duda antwortet ohne Zögern, man spürt, diese Frage ist ihm nicht zum ersten Mal gestellt worden: „Was im Manifest stand, ist Realität geworden. Das Land ist vom Hitlerfaschismus befreit worden, ein demokratisches, ein sozialistisches Polen ist entstanden. Die großen kapitalistischen Unternehmen sind liquidiert worden, die Bauern haben Boden erhalten, der Zutritt zur Wissenschaft ist für alle geöffnet worden... Daß die Geschichte keine gerade Straße ist, daß wir unterwegs manche Kurven beschrieben haben, steht auf einem anderen Blatt. Wie auch immer – trotz aller Irrtümer und Niederlagen stehen die letzten vierzig Jahre ohne Beispiel in unserer nationalen Geschichte. Sie werden das zweifellos auch in Chelm bemerken können, wo das neue Polen begann."

✦

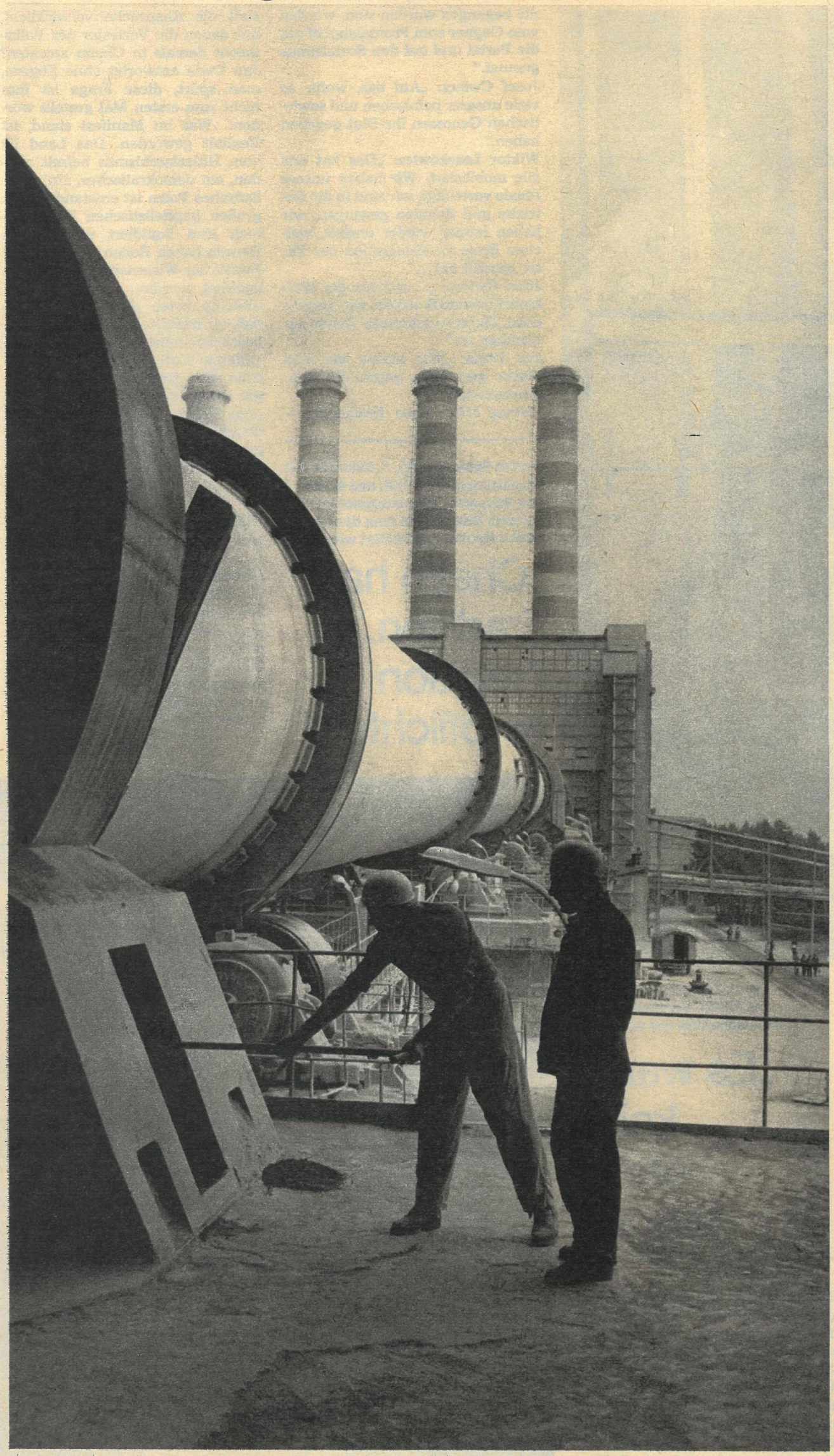
Nun also Chelm. Erster Eindruck: eine weiträumige Siedlung. Das Stückchen Altstadt drängt sich wie schutzsuchend an den Kreidehügel, die neuen Bauherren dagegen haben sich eine Menge Platz bewilligt. Zweiter Eindruck: eine gepflegte, eine saubere, eine fleißige Stadt. Hier ist Industrie, hier wird produziert, hier wird verdient, man sieht es an der Kleidung wie an den neuen Autos. Das siebenstöckige

Fortsetzung Seite 20

Jacek Zajaczkowski, Setzer des PKWN-Manifests an das polnische Volk vor 40 Jahren:

„Es waren keine leeren Worte."

Die Neun-Tage-Hauptstadt



Aus Chelm kommt jede fünfte Tonne des in der Volksrepublik Polen produzierten Zements.

Hotel „Kamena", in dem wir wohnen, kann einem Vergleich mit dem Warschauer „Metropol" durchaus standhalten. Nichts von einem abgelegenen, verschlafenen Kreisstädtchen. Außerdem – Chelm, die einstige Neun-Tage-Metropole, ist 1975 in den Rang einer Wojewodschaftsstadt erhoben worden.

Begegnungen, Gespräche.

Mit Jacek Zajaczkowski, dem Setzer des PKWN-Manifests: Er führt uns zur kleinen Druckerei, die jetzt Museum ist, er erzählt uns die Geschichte, wie es an jenem frühen Morgen vor 40 Jahren an seiner Tür hämmerte und draußen welche von der polnischen Kosciuszko-Division standen, erzählt mit der Würde und Gelassenheit eines Kommunisten, den der Zufall auf einen historischen Posten gestellt hat. Am vergangenen 9. Mai war er zur Siegesfeier drüben in der sowjetischen Partnerstadt Kowel. Dieser Tage gibt's ein Wiedersehen, 350 sowjetische Gäste kommen zur Großkundgebung nach Dorohusk, dem ersten befreiten Dorf diesseits des Bug.

Mit Krzysztof Skrzydlo, dem Technischen Direktor des Zementkombinats, er ist gerade von einer Dienstreise aus England zurück („Was die dort für einen haarsträubenden Unsinn über unser Leben schreiben, reden wir lieber von Vernünftigem"): 3,5 Millionen Tonnen beträgt die Jahreskapazität seines Kombinats, der Absatz könnte besser sein, gerade ist eine sowjetische Delegation eingetroffen, größere, langfristige Exportvereinbarungen stehen bevor. Schritt für Schritt soll eine weniger energieaufwendige Technologie für die Zementherstellung eingeführt werden, ein neues System der Entlohnung ist mit der Belegschaft besprochen; diejenigen, die gut arbeiten, sollen das mehr in der Tasche spüren, ganz im Gegensatz zu denen, die gern mal alle fünfe gerade sein lassen.

Mit Marian Symoniuk, dem 1. Sekretär des Stadtkomitees der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei (PVAP): „Nur durch ehrliche, engagierte Arbeit kann man die Menschen anziehen und zum Mitmachen gewinnen. Unsere Genossen handeln danach. Beweis für gewachsenes Vertrauen – in den ersten fünf Monaten dieses Jahres kamen zweieinhalbmal mehr neue Mitglieder zu uns als im ganzen Jahr 82, über die Hälfte davon Jugendliche."

Mit Miroslaw Kasperek, dem Oberbürgermeister der Wojewodschaftsstadt: „Gleich nach der Befreiung hatte Chelm 24 000 Einwohner, heute wohnen hier 60 000. Damals arbeiteten 800 in der Industrie, jetzt sind es 16 000. 1959 fuhr der erste Bus, 1984 verkehren 29 Buslinien. Wir wollen mehr genossenschaftliche Wohnungen bauen, 1000 pro Jahr statt 650, Chelm liegt auf Kreidefelsen, das erschwert die Wasserversorgung, 1985 muß eine neue

Zu Füßen des Kreidehügels mit seinen architektonischen Denkmälern das Neubauviertel „35. Jahrestag".

Druckleitung herangeführt werden... Also Sie sehen, wir haben gar keine Zeit, uns auf Erreichtem auszuruhen."

Es fügt sich gut auf dieser Reise durch das neue Polen, daß wir neben der Generation der Väter nun auch die der Söhne kennengelernt haben. Der Parteisekretär ist vier, der Oberbürgermeister sechs, der Technische Direktor acht Jahre nach der Befreiung Chelms geboren. Und es ergibt sich zu guter Letzt, daß wir mit den Enkeln Bekanntschaft schließen.

Wir wollen zu Izabela Michalska, Pädagogin, parteilos, soeben in den Chelmer Nationalrat, das Stadtparlament, gewählt. Aber es ist Samstag, und am Wochenende ist die Mathematiklehrerin meist mit dem von ihr geleiteten Pfadfinderstamm unterwegs. So fahren wir fünfundzwanzig Kilometer bis zum Dorf Grabniak, wo sich am Ufer eines schönen Sees das Jugendzeltlager befindet.

Izabela Michalska hat lange überlegt, ehe sie die Kandidatur annahm, die ihr von Gewerkschaft und Lehrerkollegen angetragen wurde, sie hatte Angst, daß sie es nicht schaffen könnte. Schließlich stimmte sie zu, nicht zuletzt aus der Einsicht heraus, die wir in diesen Tagen so oft zu hören bekamen, daß der fortschreitende Prozeß der Stabilisierung des gesellschaftlichen Lebens und der Überwindung der wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten viele Köpfe und Hände braucht. Wo sie zupacken wird, weiß sie genau, die Frau Abgeordnete. In Chelm wird noch in zwei Schichten unterrichtet. Die Bauarbeiten an der neuen Schule müssen beschleunigt werden, eine weitere wäre vonnöten, mal sehen, was mit eigener Kraft zu machen ist, mit Unterstützung der Betriebe zum Beispiel. Und zusätzliche Erholungsplätze für Kinder sind zu schaffen, solche wie hier am Rotcze-See.

Wir werden vor den Zelten eingekreist. Ich schreibe einen freundlichen Spruch nach dem anderen in die Gruppenbücher, die mir die Pfadfinder hinhalten. Die besten dürfen im Juli nach Wernigerode fahren, zur gleichen Zeit verbringen Jungen und Mädchen aus dem Bezirk Magdeburg hier bei Grabniak ihre Ferien, Teil des insgesamt 200 000 Kindern und Jugendlichen unserer beiden Länder zugutekommenden Austausches 1984.

Ich wünsche ihnen Sonne und Spaß im Überfluß, den dreimal sechzig jungen Magdeburgern in der friedlich-schönen Chelmer Landschaft. Vielleicht erzählt ihnen einer der Älteren abends am Lagerfeuer, was sich damals vor 40 Jahren auf diesem Stück Erde Großes tat. Der Hitlerfaschismus war endlich von sowjetischem Boden geworfen. Polen wurde befreit. Rumänien. Bulgarien. Ungarn. Die Tschechoslowakei. Jugoslawien. Das Land, in dem wir wohnen...

Mit Chelm fing es an, Chelm war die erste Stadt.

Wir danken der Redaktion „Przyjazn" für ihre freundliche Unterstützung

---

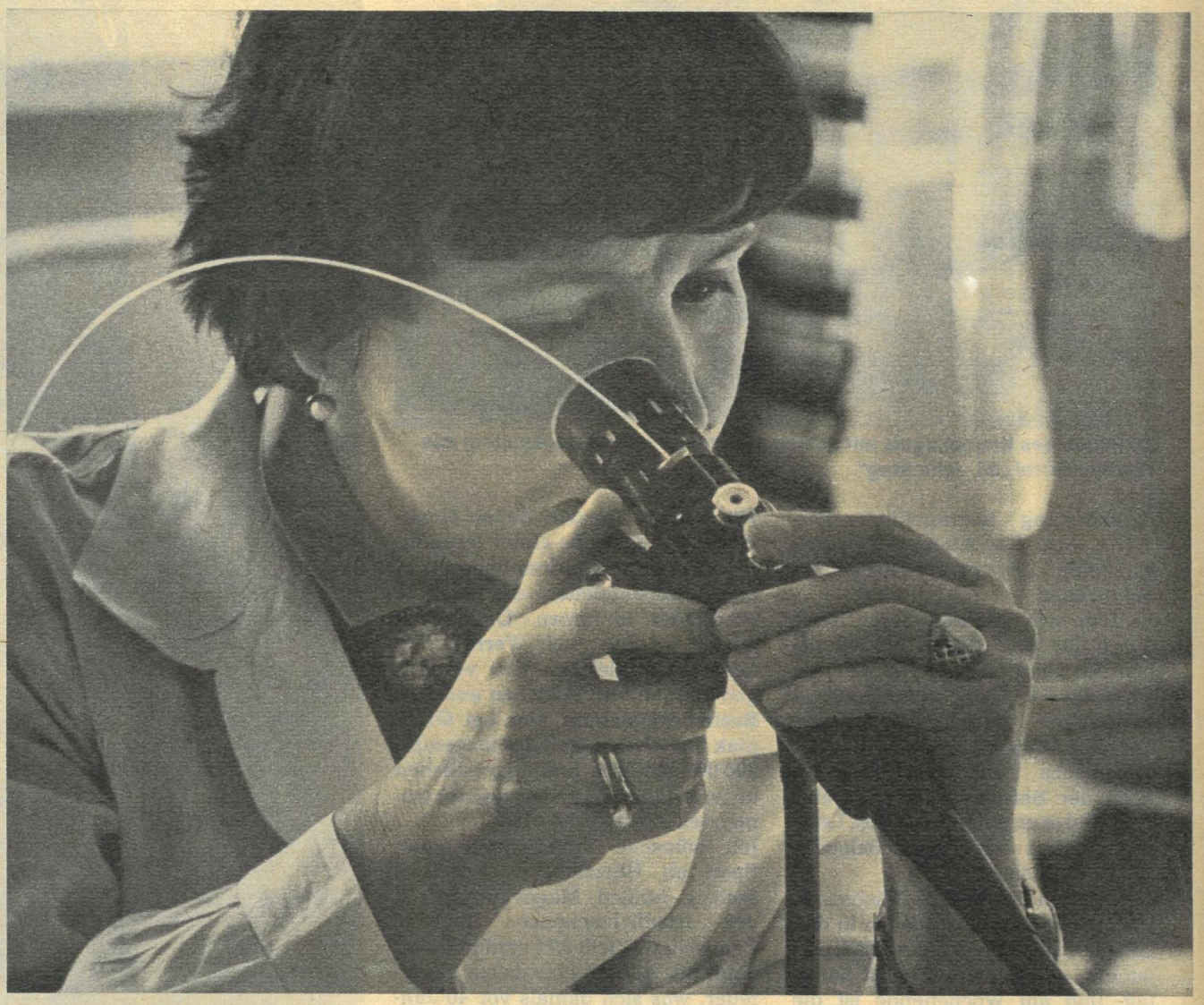
Izabela Michalska, soeben gewählte Abgeordnete des Stadtparlaments und begeisterte Jugendleiterin (auf dem Foto inmitten der Kinder):

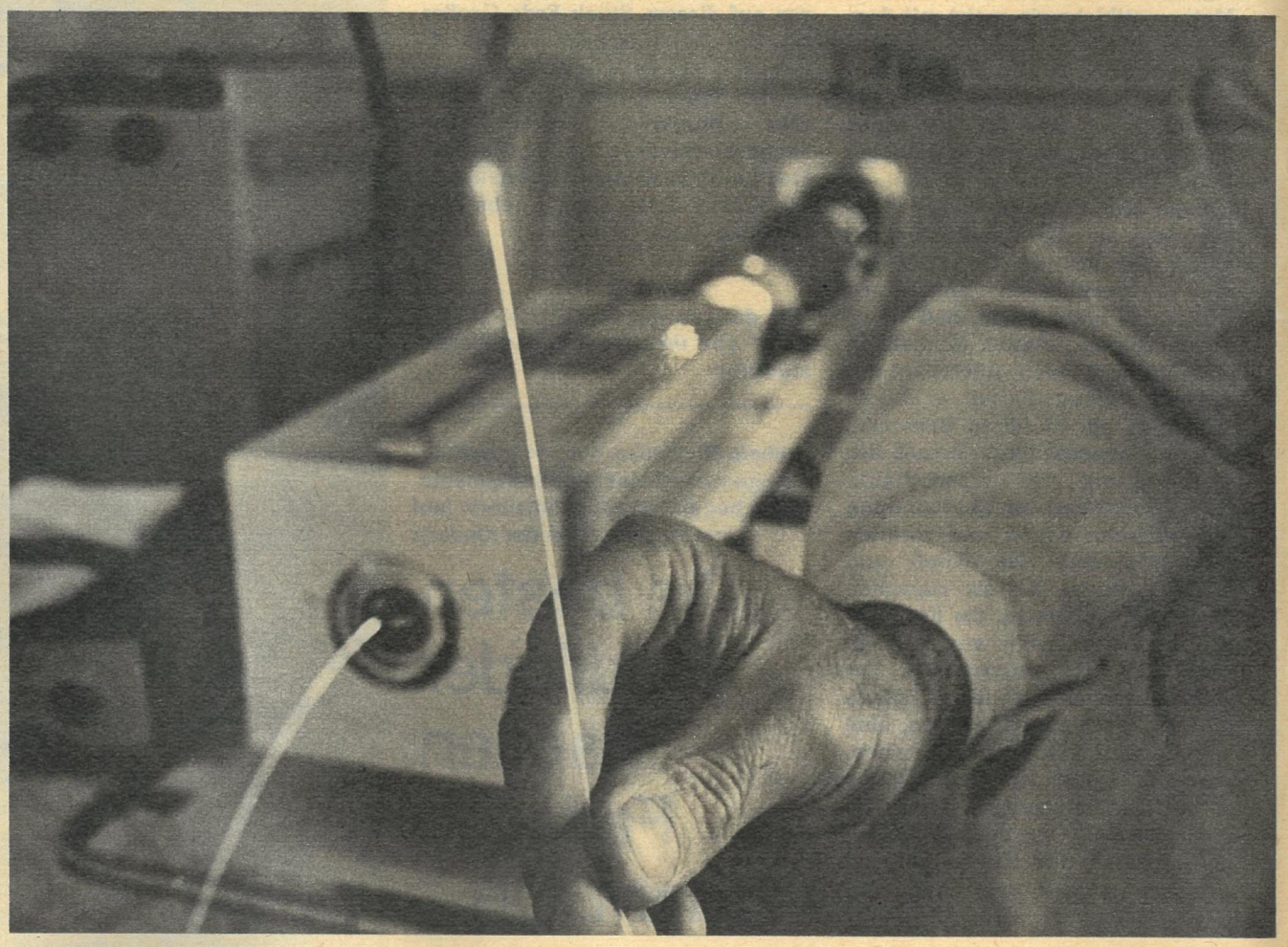
„Die besten Pfadfinder machen Ferien in der DDR."

Wenn es im

Seine Wege führten ihn kreuz und quer übers Land: Alexander Markow, Chefingenieur eines Montagekombinats für Energieanlagen, war oft wochenlang unterwegs, wenn irgendwo ein neues Wärme- oder Kernkraftwerk gebaut wurde. Ein Leben, unstet und aufreibend, und er hat sich nicht geschont... Auch nicht nach jenem Frühsommer 1981, als sich zum ersten Mal das Stechen in der Magengegend bemerkbar machte. Bald sollte sich der Schmerz regelmäßig einstellen, jeweils kurz nach den Mahlzeiten. Zum Arzt gehen? Keine Zeit! Bis man ihn zwei Jahre später mit Blaulicht und Martinshorn ins Krankenhaus einlieferte. Damals war das Geschwür schon zwei mal zweieinhalb Zentimeter groß – und wollte trotz Diät und Medikamenten nicht mehr verheilen. Es blieb, schien es, nur noch das Skalpell des Chirurgen. Doch er widersetzte sich, wollte mit 42 Jahren noch nicht auf den Operationstisch ...

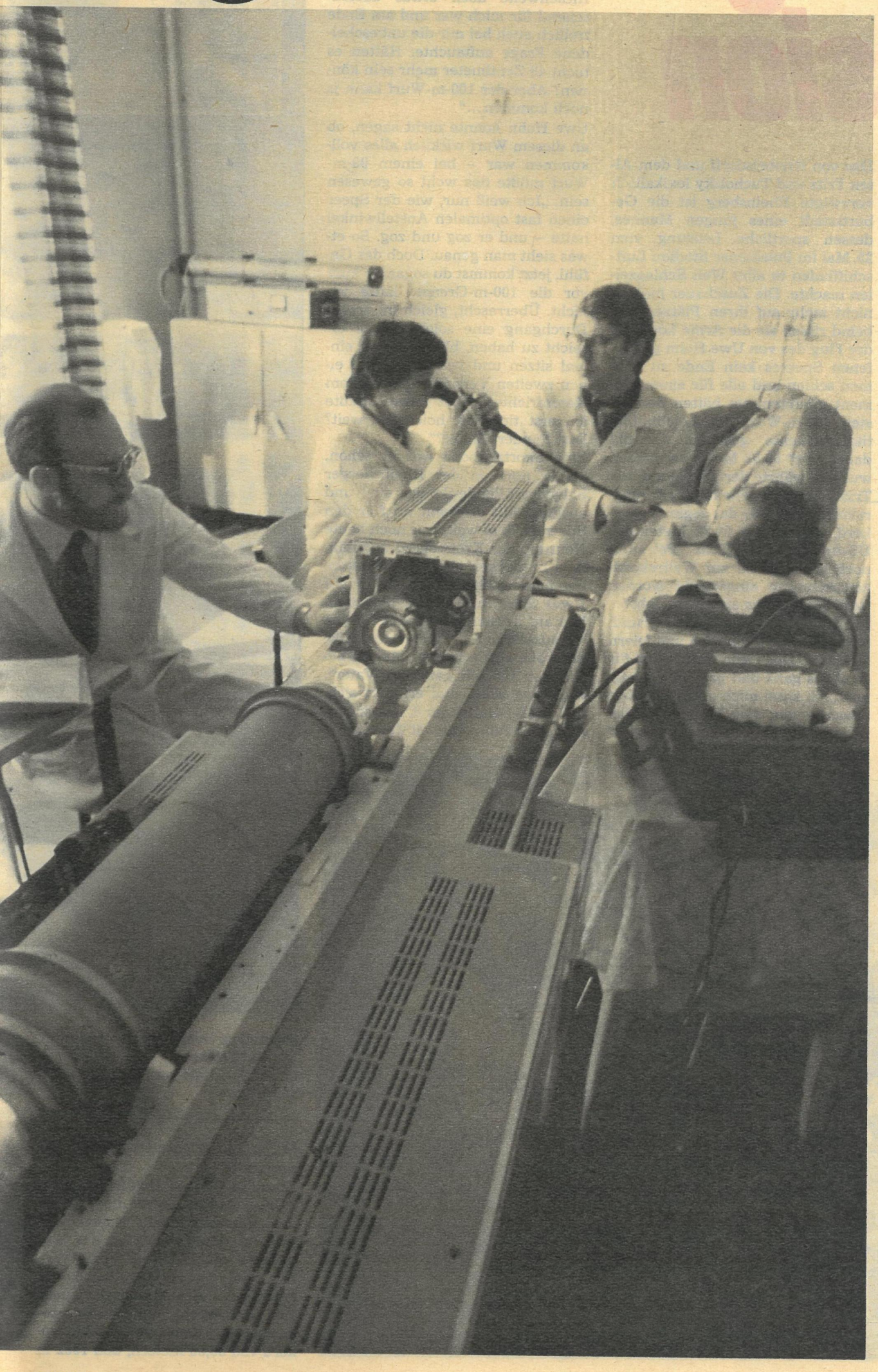
„Ein typischer Fall", sagt Dr. Juri Wassiljew, Abteilungsleiter im Zentralen Moskauer Forschungsinstitut für Gastroenterologie. „Kann man aber bei einer ausbleibenden Vernarbung den chirurgischen Eingriff umgehen? Durch ein Endoskop – elastische Röhren, innen mit einem Bündel feinster Lichtleitfasern ausgestattet, um in den Magen hineinzublicken – lassen sich Elektroden über die Speiseröhre einführen. Doch die Hochfrequenzströme, mit denen die Magenwandgefäße dabei verschweißt werden, erwiesen sich als zu grob und geben dem Arzt nicht genügend Variationsmöglichkeiten. Da hatte Professor Anatoli Loginow, der Direktor unseres Instituts, die Idee, das Licht eines Lasers als Skalpell





Eine Art Laserskalpell und medizinische Präzisionstechnik können einen chirurgischen Eingriff bei einem Magengeschwür überflüssig machen: Bei dem neuen Verfahren, das zur Zeit von sowjetischen Ärzten im Zentralen Moskauer Forschungsinstitut für Gastroenterologie klinisch erprobt wird, gelangen die Lichtimpulse eines Kupferdampf-Lasers durch eine Lichtleitfaser (Foto unten) in den Magen des Patienten. Sie wird über einen speziellen Kanal des Endoskops eingeführt (Foto oben). Die Lichtstrahlung dämmt Blutungen ein und beschleunigt in komplizierten Fällen die Vernarbung erheblich. Fingerspitzengefühl gehört dazu, wenn Frau Dr. Sokolowa unter Anleitung von Abteilungsleiter Dr. Wassiljew (Foto rechts) den Lichtstrahl genau senkrecht auf das Geschwür in der Magenwand von Alexander Markow lenkt, dem auf traditionelle Weise nicht mehr ohne eine Operation beizukommen gewesen wäre.

Magen blitzt...



einzusetzen – wie in der Mikrochirurgie, wo die zu operierenden Organe allerdings freigelegt und die Strahlen gewissermaßen von außen herangeführt werden. Wir wollten das jetzt erstmals von innen her machen."

Bei der Suche nach einer geeigneten Strahlungsquelle – der Kernfrage des Problems – wandten sich die Mediziner an das Physikalische Institut der Akademie der Wissenschaften der UdSSR unter Leitung von Nobelpreisträger Nikolai Bassow. Hier beschäftigte sich eine Gruppe von Wissenschaftlern speziell mit dem Einsatz von Lasern in der Medizin. Nach vielen Versuchen entschied man sich schließlich für einen Kupferdampf-Laser. „Er ist verhältnismäßig leicht zu installieren und einfach in der Bedienung", betont Dr. Wassiljew.

Alexander Markow legt sich auf den Behandlungstisch, langsam schieben ihm der Arzt und seine Kollegin den daumendicken Schlauch in den Mund. Nachdem die 60-Zentimeter-Marke erreicht ist, wird die flexible Lichtleitfaser für den Laserstrahl durch einen speziellen Kanal im Endoskop bis zum Magen geführt. Frau Dr. Sokolowa lenkt ihn, während sie in den Magen blickt, exakt auf das Geschwür. Schließlich gibt sie per Fußpedal den Strom der Lichtquanten in den Magen frei. Einmal, zweimal, dreimal... Zehn Minuten später frage ich Alexander Markow, ob von den Lichtblitzen im Bauch etwas zu spüren war. „Nein, überhaupt nichts", sagt er, der schon die dritte Strahlungsbehandlung dieser Art hinter sich hat. „Unangenehm ist nur die Sache mit dem Schlauch, aber damit hat man ja bei jeder Magenspiegelung zu tun." Die Ärztin ist überzeugt, daß das Geschwür nach zwei weiteren Behandlungen vernarbt sein wird, weil es schon nach der zweiten Laserbestrahlung nur noch halb so groß war wie bei der Einlieferung.

„Die Lasergastroenterologie ist bisher nicht über das klinische Forschungs- und Erprobungsstadium hinaus", unterstreicht aber Professor Loginow. „Anfang des vorigen Jahres begann bei uns die reguläre Behandlung von Patienten, in der Zwischenzeit sind schon mehr als dreißig komplizierte Fälle erfolgreich geheilt worden. Die vorliegenden Ergebnisse weisen darauf hin, daß die Vernarbung von komplizierten Geschwüren in der Tat bedeutend beschleunigt werden kann. Die Forschungen gehen jedoch noch weiter, und jetzt arbeiten wir vor allem an der optimalen Dosierung des Laserlichts..."

Dietrich Pätzold (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

Leistungs-explosion

Hoch-Zeit der Welt- und Europarekorde sowie Jahresweltbestleistungen. Mit Namen wie Bykowa und Lissowskaja, Sedych und Bubka, Ponomarjowa und Paetz, Hohn und Woronin, Zhu und Göhr, Daute und Felke sowie mit den 4 × 400-m-Staffeln der DDR verbindet sich in der Leichtathletik der sozialistischen Länder momentan eine Leistungsexplosion, der Sedych auch noch die Krone aufsetzte: Er und sein Landsmann Litwinow überboten in einer einzigen Serie siebenmal den bisherigen Hammerwurf-Weltrekord! Über drei Athleten und ihre Rekorde berichten Hans Richard Vollbrecht und Wladimir Geskin.

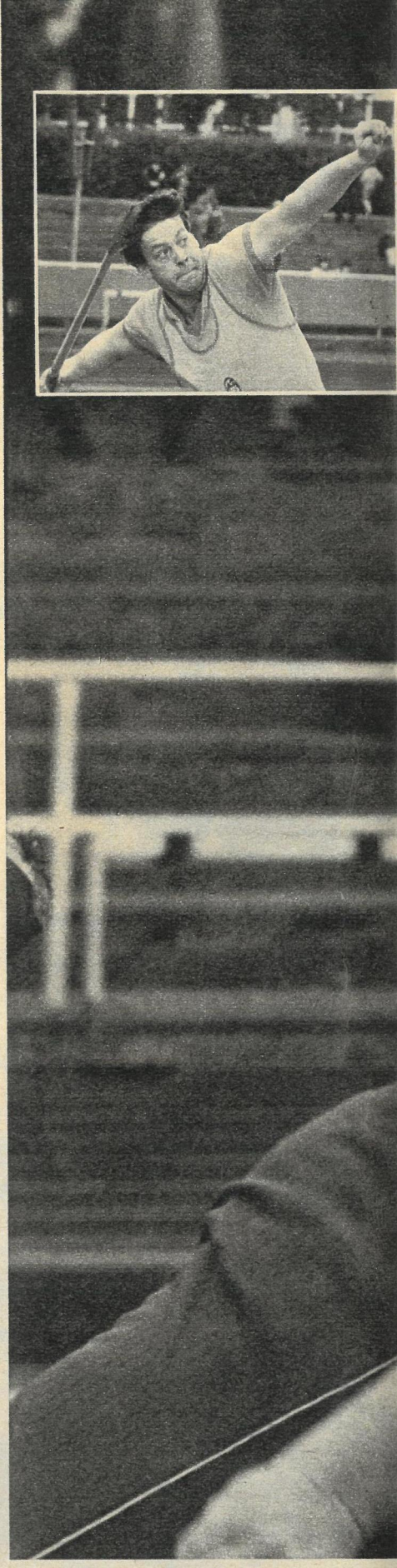
Das von Knobelsdorff und dem Alten Fritz und Tucholsky lexikalisch verewigte Rheinsberg ist die Geburtsstadt eines jungen Mannes, dessen sportliche Leistung vom 25. Mai im Potsdamer Stadion Luftschiffhafen in aller Welt Schlagzeilen machte. Die Zuschauer hielt es nicht mehr auf ihren Plätzen. Jubelnd rissen sie die Arme hoch, als der Flug des von Uwe Hohn geworfenen Speeres kein Ende zu nehmen schien und alle für einen Moment glaubten, sie hätten den ersten 100-m-Wurf der Leichtathletik-Geschichte gesehen. Obwohl dann „nur" 99,52 Meter vermessen wurden, währte der Trubel auf den Tribünen noch sehr lange. Europarekord! Oder war das sogar Weltrekord, dieweil die 99,72 Meter des US-Amerikaners Tom Petranoff noch immer nicht zur Weltrekord-Anerkennung eingereicht worden sind? Nach mehr als einem Jahr?

Für Uwe Hohn gab es allen Grund, sich in Positur zu werfen und feiern zu lassen. Doch sein Naturell ist für so etwas ganz und gar nicht geeignet: „Ich kann mich unbändig über etwas freuen, doch Freude sitzt bei mir tief, ich kann sie nicht zeigen."

Daß sich der Europameister von Athen '82 in aller Ruhe wieder anzog und auf die Bank setzte, in sich gekehrt darüber nachdachte, was soeben geschehen war, mag auch daran gelegen haben, „daß diese Riesenweite doch etwas überraschend für mich war und am Ende freilich auch bei mir die unbescheidene Frage auftauchte: Hätten es nicht 48 Zentimeter mehr sein können? Aber der 100-m-Wurf kann ja noch kommen..."

Uwe Hohn konnte nicht sagen, ob an diesem Wurf wirklich alles vollkommen war – bei einem 99-m-Wurf müßte das wohl so gewesen sein. „Ich weiß nur, wie der Speer einen fast optimalen Anstellwinkel hatte – und er zog und zog. So etwas sieht man genau. Doch das Gefühl, jetzt kommst du sogar bis kurz vor die 100-m-Grenze, hatte ich nicht. Überrascht, gleich im ersten Durchgang eine solche Weite erreicht zu haben, blieb ich erst einmal sitzen und verzichtete auf einen zweiten Versuch. Als ich vom Kampfrichter ‚99,52' hörte, mußte ich erst tief Luft holen. So weit? Fast hundert Meter?"

Eine Sportskanone war er schon, als er noch in der Rheinsberger Salvador-Allende-Schule ein und ausging. Mit dreizehn warf er den Speer 43,75 m weit, was noch heute Neuruppiner Kreisrekord darstellt. Sein Entdecker, ein DTSB-Funktionär namens Schlieker, schwor auf Uwes Speerwurftalent und vor allem auf dessen ideale anatomische Voraussetzungen. „Was meine Körpergröße von fast zwei Metern betrifft, so bin ich ganz der Vater", sagt Uwe Hohn und erinnert sich, daß er als Schüler der 8. Klasse binnen eines Jahres um elf Zentimeter



Oben: Uwe Hohn bei seinem Wurf von 99,52 Meter.
Links: Der „Held" von Potsdam und seine Fans.

wuchs, seine bisher größte „Zuwachsrate".

Eines Tages kam Uwe Hohn beim ASK Potsdam unter die Fittiche des verdienstvollen Nachwuchstrainers Hartmut Wolter, des Entdeckers von Evelin Herberg-Jahl. Der von nun an Wahl-Potsdamer entwickelte sich stürmisch, wurde 1981 in Utrecht Junioren-Europameister mit dem Junioren-Weltrekord von 86,56 Metern, und 1982 in

Athen Europameister bei den „Großen". Auf seinem Erfolgsweg hat es dem zuweilen noch sehr wortkargen jungen Mann aus Rheinsberg nie an Vorbildern gemangelt. „Ich habe immer gern von anderen gelernt. Zuerst von Wolfgang Hanisch, später von Detlef Michel, eigentlich immer von Evelin Herberg-Jahl." Der weltbesten Diskuswerferin der siebziger Jahre...

Woronin: „Ich habe Gas in den Beinen"

Legt ein Sprinter die 100 Meter in 10,00 Sekunden zurück, kommt er auf einen Schnitt von einer Hundertstel pro Zentimeter. Während des jüngsten Janusz-Kusocinski-Memorials im Warschauer „Skra"-Stadion ging es bei Marion Woronin jedoch um Tausendstel. Mit der dritten Ziffer hinterm Komma arbeitete aber die Zeitmeßanlage nicht. So wurde unmittelbar nach dem Rennen zunächst bekanntgegeben, daß der 27jährige Pole als erster Europäer unter zehn Sekunden geblieben und 9,99 s gelaufen sei. Wie ein Mann erhoben sich die Zuschauer – sie klatschten und jubelten minutenlang.

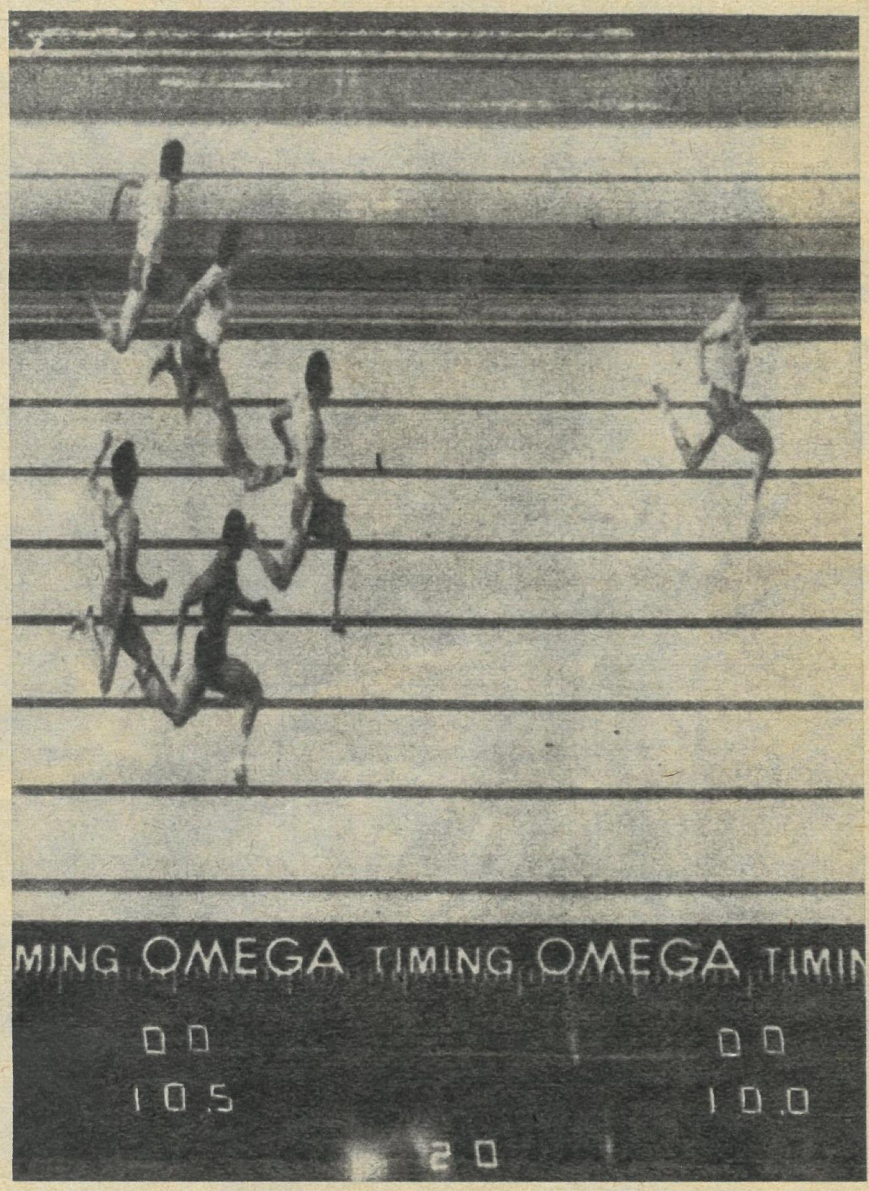
Als Hauptkampfrichter Piotr Wysocki das später vergrößerte Zielfoto gründlich analysierte, stellte er eine geringfügige Abweichung fest. Er fand heraus, daß Woronins Zeit ganz ohne Zweifel unter zehn Sekunden, gleichwohl zwischen 9,992 und 9,995 s lag. Und da in solchen Fällen laut internationalem Reglement bis zur nächstfolgenden Hundertstel aufgerundet werden muß, ging Wysocki bei der Ausarbeitung des Rekordprotokolls von 10,00 Sekunden aus: „Anders können wir nicht verfahren. Vielleicht steht uns das Glück zur Seite und lesen die Experten der European Athletic Association doch noch 9,99 s ab..."

So oder so: Woronin löste als neuer Europarekordhalter den Italiener Pietro Mennea ab, der im September 1979 auf dem 2240-m-Hochplateau von Mexiko-Stadt 10,01 s gelaufen war. Und ob nun vor dem Komma eine Neun steht (was freilich ungleich besser aussieht) oder eben eine Zehn, darüber entscheiden zwei bis fünf Tausendstelsekunden, also zwei, maximal fünf Millimeter. In Piotr Wysockis Rekordprotokoll wird auch – Ironie des Schicksals im Puzzlespiel mit den Zahlen! – vermerkt sein, daß eine nochmalige Vermessung der Bahn nach dem Rennen eine Länge von 100 Metern und zwei Zentimetern ergab. So gesehen müßten in Warschau allemal 9,99 Sekunden gelaufen worden sein!

Im Gegensatz zu den Zuschauern

Leistungsexplosion

hielt sich bei Woronin selbst der Freudenausbruch in Grenzen. 9,99 oder 10,00 Sekunden genügen ihm nicht: „Das Versprechen gegenüber meinem Trainer Tadeusz Cuch, in diesem Jahr zu den drei schnellsten Spintern der Welt zu gehören, will ich einlösen. Und ich glaube auch, daß ich das kann. Momentan kommt's mir vor, als hätte ich Gas in den Beinen. Manche sagen, es sei in meinem Training vor allem – und endlich – gelungen, psychologische Barrieren niederzureißen. Ich selbst sehe das anders: Vornehmlich die physische und technische Vervollkommnung während einer jahrelangen Plackerei trägt jetzt Zinsen. In den Muskeln liegt das vermeintliche



Marian Woronin zweimal im Ziel: 10,00 oder doch 9,99 Sekunden? (oben und links). Einer von zwei Weltrekorden der Qualitäts-Marke Bubka (rechts).

Wunder, daß ich plötzlich so schnell bin."

Wenn sich dieses Wunder, über Nacht zu den drei weltschnellsten Sprintern aller Zeiten zu gehören, beim Kusocinski-Memorial noch nicht einstellte, so gab es dafür eine Reihe einleuchtender Gründe. Nach einem außergewöhnlich harten Doppeltraining am Vortag glaubte Woronin „bestenfalls an 10,20 Sekunden" und war scheinbar weder im Kopf noch in den Beinen auf eine derartige Leistungsexplosion eingerichtet. Beim Start abends um 19.50 Uhr „konnte zwar der Rückenwind mit 2,0 m/s nicht besser sein, dafür war die Kälte ein einziges Ärgernis." Hinzu kam, daß Polens Sprinterstar am Ende auf keine allzu starke Gegenwehr mehr stieß und er im Finish zu einer nochmaligen Beschleunigung durchaus fähig gewesen wäre, wenn ihn dort jemand auf Biegen und Brechen herausgefordert hätte. Was der als Zweiter eingekommene und um 0,37 Sekunden distanzierte Leszek Dunecki im Glücksgefühl seiner „Mittäterschaft" allerdings ganz anders sah: „Habt ihr gesehen, wie ich ihm Druck gemacht habe? Nur deshalb war er so schnell!"

Kozakiewicz: „Heute kannst du alles!"

Diese „heimliche Aufforderung" hörte der sowjetische Stabhochsprung-Weltmeister und -Weltrekordler Sergej Bubka binnen kurzer Zeit bereits zweimal. Zuerst während des Winters bei einem Hallenmeeting im Los-Angeles-Forum. Der Mann, für den wegen seiner Zugkraft schon im Programmheft mehr, vor allem aber der bessere Platz reserviert wurde, war der US-Amerikaner William Olson. Ein vielfacher „Unterm Dach"-Weltrekordler, der sich scheibchenweise bis zu den 5,80 m hochgehangelt hatte. Aber auch ein im hochsommerlichen Helsinki gescheiterter WM-Mitfavorit, der sich dort nicht einmal der von ihm selbst gewählten Anfangshöhe gewachsen zeigte. Nun wollte er sich im Duell mit dem Sensations-Weltmeister Bubka revanchieren und seinem Publikum zu Hause zeigen, was wirklich in ihm steckt.

Das gelang ihm zunächst auch. Gegen Mitternacht war Olson bei 5,80 m angelangt, einer Höhe, mit der in der Halle noch nie zuvor jemand nur Zweiter geworden war. An seinem Sieg nicht mehr zweifelnd, schaute Olson gelassen zu,

Weltrekorde 1984

MÄNNER

10 000 Meter: 27:13,81 min
Fernando Mamede (Portugal)

20 000 m Gehen: 1:18:39,9
Ernesto Canto (Mexiko)

Hochsprung: 2,39 Meter
Zhu Jianhua (China)

Stabhochsprung: 5,85 Meter
und 5,88 Meter
Sergej Bubka (UdSSR)

Hammer: 86,34 Meter
Juri Sedych (UdSSR)

Zehnkampf: 8798 Punkte
Jürgen Hingsen (BRD)

FRAUEN

10 000 Meter: 31:13,78 min
Olga Bondarenko (UdSSR)

400 Meter Hürden: 53,58 s
Margarita Ponomarjewa (UdSSR)

4 × 400 Meter: 3:15,92 min
G. Walther, Busch, Rübsam, Koch (DDR)

Hochsprung: 2,05 Meter
Tamara Bykowa (UdSSR)

Kugel: 22,53 Meter
Natalja Lissowskaja (UdSSR)

Siebenkampf: 6867 Punkte
Sabine Paetz (DDR)

Europarekorde 1984

MÄNNER

100 Meter: 10,00 s
Marian Woronin (Polen)

20 000 Meter Bahngehen: 1:20:36,7
Erling Andersen (Norwegen)

Hochsprung: 2,36 Meter (Europarekord eingestellt)
Sergej Sossimowitsch (UdSSR)
Carlo Thränhardt (BRD)
Dietmar Mögenburg (BRD)

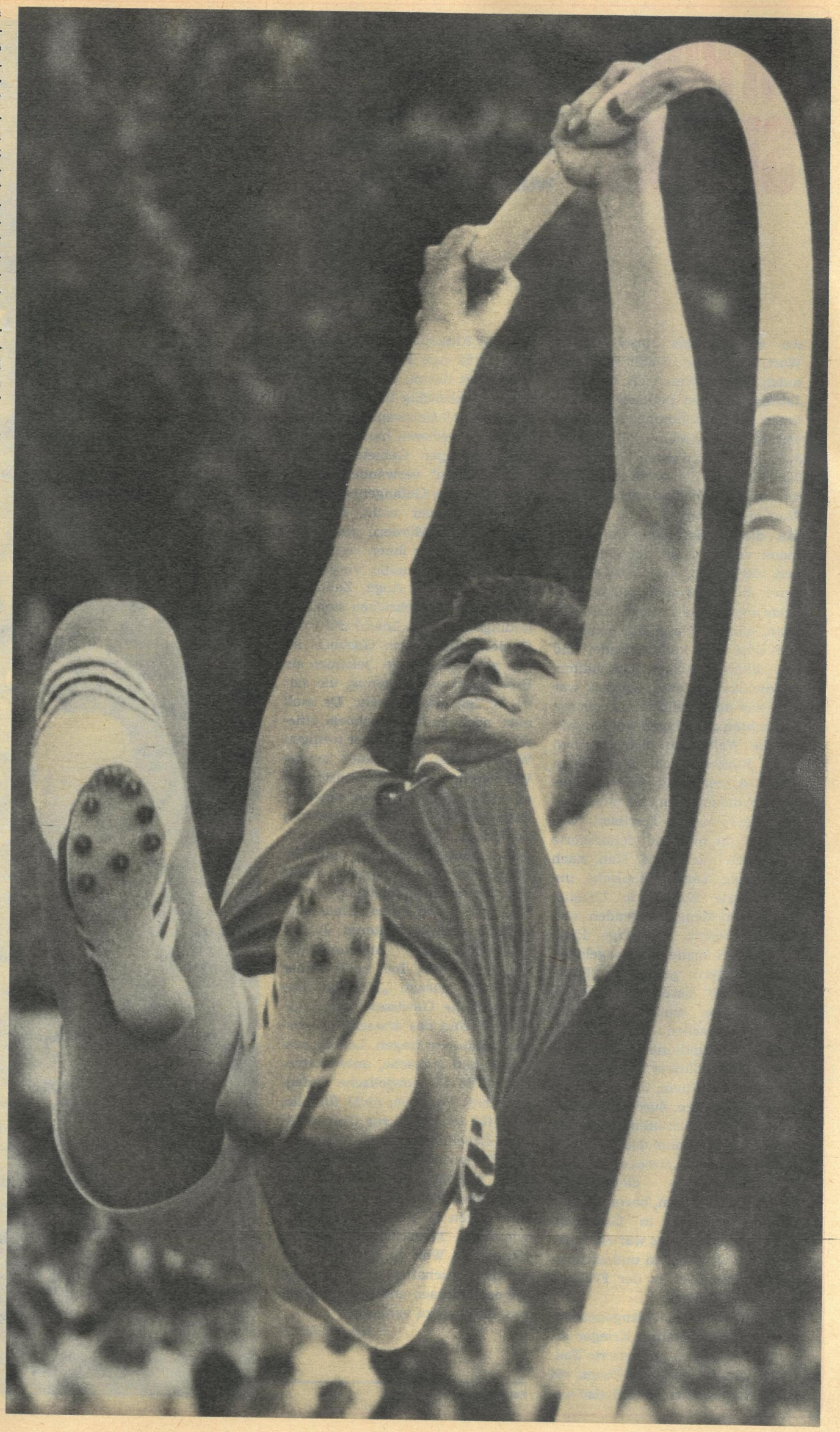
Speer: 99,52 Meter
Uwe Hohn (DDR)

4 × 400 Meter: 3:00,07 min
Lieske, Schersing, Carlowitz, Schönlebe (DDR)

wie Bubka anfing zu pokern, 5,83 m auflegen ließ – und wie er sie tatsächlich schaffte. Daraufhin begab sich der soeben Besiegte zum Sieger und forderte ihn auf: „Laß dir jetzt die nächste Höhe geben, heut' kannst du alles!" In diesem Augenblick entschied sich zugunsten Bubkas auch die Vergabe des seit fast hundert Jahren in jedem Winter vergebenen Prädikats „Bester Leichtathlet der USA-Hallensaison". Dieser Ranglisten-Spitzenplatz wurde zuvor (in den sechziger Jahren) nur einem einzigen Ausländer zuerkannt – der personifizierten Hochsprung-Legende namens Valeri Brumel.

„Heute kannst du alles!" sagte Wochen später auch Wladyslaw Kozakiewicz, Polens Olympiasieger und Weltrekordler von Moskau '80. Am 26. Mai saß er in Bratislava auf der Bank und schaute zu, als Bubka 5,85 Meter bewältigte. Wer wird jemals genau wissen, wieviel Abstand der neue Weltrekordler zwischen sich und der Latte noch gelassen hat? Wie hoch mag er in Wirklichkeit gesprungen sein? Waren es sechs Meter? Oder womöglich noch mehr? Kozakiewicz trat an ihn heran und beschwor ihn: „Du hast soeben einen unglaublichen Sprung gemacht! Laß die Latte auf 5,90 Meter legen, und du wirst erleben, wie du sie bewältigst. Heute kannst du alles!"

Sergej Bubka unternahm den Versuch, doch er scheiterte. Wieder hatte er in etwa sechs Meter Höhe die Latte überquert, sie aber beim Fallen mit der Brust heruntergerissen. Macht nichts, sagte er sich und fuhr nach Saint Denise, wo er im Kampf gegen seinen Weltrekord-Vorgänger Thierry Vigneron 5,88 Meter meisterte. Die französische Presse bedachte Bubkas neuerlichen Rekordsprung mit Superlativen. Sie will gesehen haben, daß der Tausendsassa aus Donezk mit einer Griffhöhe von 5,15 m sprang – „und niemand kann das, nur er!" Der Name Bubka ist ein Qualitätsbegriff. Daß Sergejs Stern so schnell aufging, danach fragt kaum mehr jemand. Nur er selbst muß manchmal daran denken, wie allen Gegenstimmen zum Trotz Igor Ter-Owanesjan durchsetzte, daß er nach Helsinki mitgenommen wurde – von wo er als Weltmeister zurückkam. Wie ihm eines Tages im Trainingslager jemand auf die Schulter klopfte und riet: „Spiele lieber Fußball, im Stabhochsprung wird aus dir sowieso nichts." Und wie er sich deswegen bei seinem Trainer Vitali Petrow beschwerte, dieser aber lächelnd sagte: „Vergiß es, beweise ihm das Gegenteil." Sergej Bubka hat es inzwischen zur Genüge getan. Wenn neuerdings vom ersten Sechs-Meter-Springer die Rede ist, wird zuallererst sein Name genannt...



Fotos: Detlev Steinberg (4), ZB/CAF (2), privat

IM RÜCK-SPIEGEL

Bilder, Namen, Fakten, Erinnerungen aus dem Jahr, in dem die DDR gegründet wurde (6. Folge)

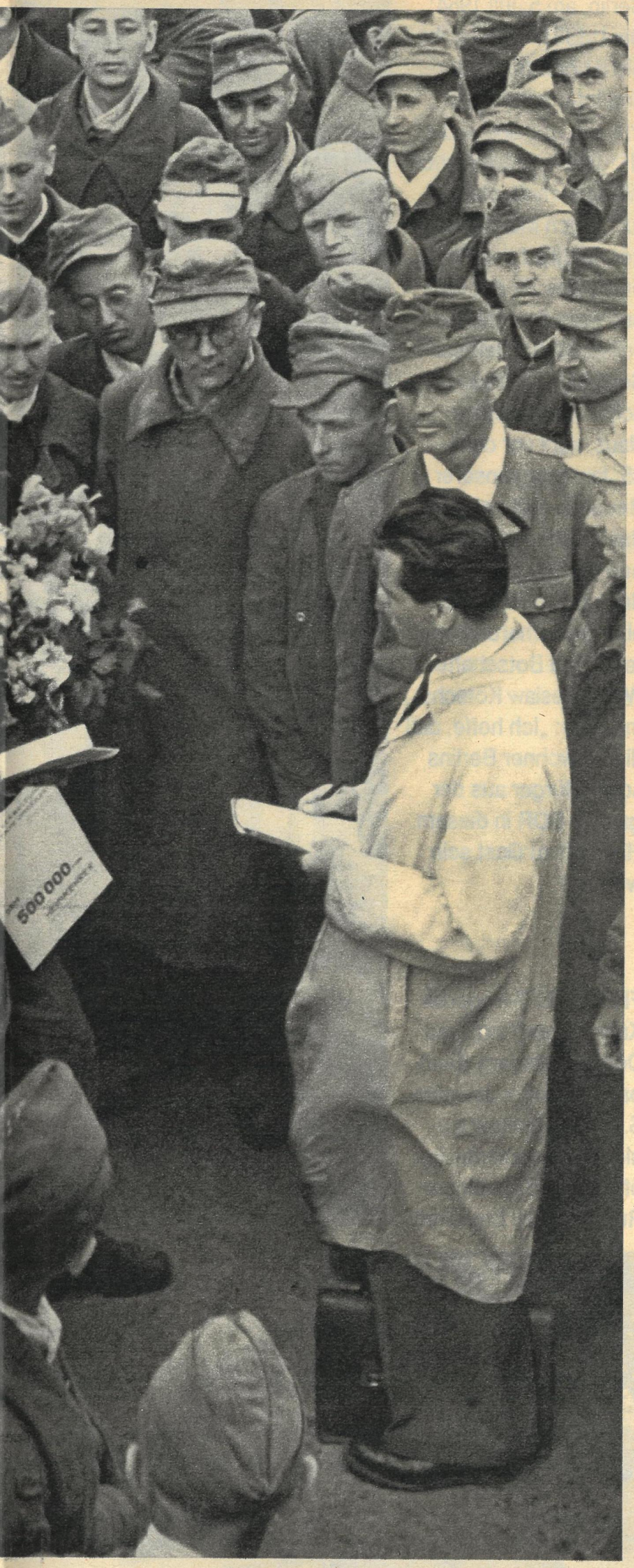
An ein einziges unscheinbares Wort, in normalen Zeiten selten benutzt, klammerten sich in jenen Jahren Millionen Deutsche, weil es ihnen einen Schimmer Hoffnung verhieß, daß der Mann, daß der Sohn doch noch heimkehren könnte aus dem Krieg, in den er, leichten oder schweren Herzens, gezogen war. Das Wort hieß: vermißt.

Mit diesen Gefühlen, die jedermann versteht, mit der Ungewißheit, der Angst, der Verzweiflung derer, die immer noch und, wie wir heute wissen, meist vergeblich warteten, wurden Geschäfte gemacht, politische und kommerzielle, und von allen schäbigen Geschäften, die damals betrieben wurden, war dies das schmutzigste. Da waren Schlachten geschlagen worden, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte, Kesselschlachten, in denen ganze Armeen aufgerieben wurden, in denen Zehntausende starben, verstümmelt, zerrissen, verschüttet, die niemand identifizierte oder auch nur zählte. Nun, nach dem Krieg, kamen utopische, unkontrollierte Zahlen in Umlauf, dazu jede Menge Legenden und Greuelmärchen, rührselige Drei-Groschen-Romane und aus geldgierigen Fingern gesogene „Tatsachenberichte", deren Autoren es allesamt besser wußten. Vorläufer der Springerschen „Bild-Zeitung", verwandte Rundfunkstationen und „atlantische Politiker", unter denen sich jene am Rhein, die besser geschwiegen hätten, durch besondere Lautstärke hervortaten, forderten von der Sowjetunion wider ihr besseres Wissen die „Herausgabe" von Hunderttausenden Gefangenen, die längst tot waren, bevor sie eine Chance besaßen, in Gefangenschaft zu gehen. Dies war eines der längsten, bösartigsten und skrupellosesten Manöver in der Frühzeit des kalten Krieges.

Was die lebenden Gefangenen anging, taten die kalten Krieger so, als handle es sich um verirrte Touristen, die mit gültigem Visum via Brest eingereist seien und also wenigstens Anspruch auf ein weichgekochtes Ei zum Frühstück hätten. Kein Wort davon, daß die Sowjetunion wortbrüchig überfallen worden war, daß sie zwanzig Millionen Menschen verloren hatte, daß ihre lebenswichtigen Gebiete in „verbrannte Erde" verwandelt waren. Was wäre den Gefangenen, die, ob widerwillig oder nicht, mit den Räubern und Mördern marschiert waren, was wäre ihnen geschehen, hätte die Sowjetunion Vergeltung geübt, Auge um Auge, Zahn um Zahn, wie es geschrieben steht, allerdings nicht bei Lenin? Statt des Genickschusses, den Goebbels ihnen prophezeit hatte, bekamen sie Brot. Nicht immer genug, um satt zu werden, das ist wahr. Da muß man noch einmal Goebbels zitieren, und zwar eines seiner wenigen Worte, denen man trauen durfte: Wir werden uns „gesundstoßen" am ukrainischen Weizen, am kaukasischen Öl und diversen anderen Schätzen ... Was sie ja denn auch getan haben. Trotzdem gab die Sowjetunion den Gefangenen mehr als das lebensnotwendige Stück Brot. Einer von ihnen, Klaus Willerding, der in späteren Jahren stellvertretender Außenminister der DDR war, hat nach seiner Heimkehr gesagt: „Man hat das menschliche Gewissen in uns geweckt." Und das erwachte Gewissen begann zu fragen. Lehrer, russische und deutsche, antworteten. So wurde die sowjetische Gefangenschaft für viele, nicht für alle, aber für sehr viele zur Universität ihres Lebens. So kehrten Menschen aus Krieg und Gefangenschaft zurück, geheilt von Chauvinismus und Rassenwahn, für alle Zeit immun gegen die Seuche des Antisowjetismus, Menschen, die gelernt hatten, die Welt zu sehen, wie sie wirklich beschaffen ist, Menschen, die entschlossen und imstande waren, die Welt zu verändern.

Jürgen Jessel

Foto: Donath



FUNDSACHEN

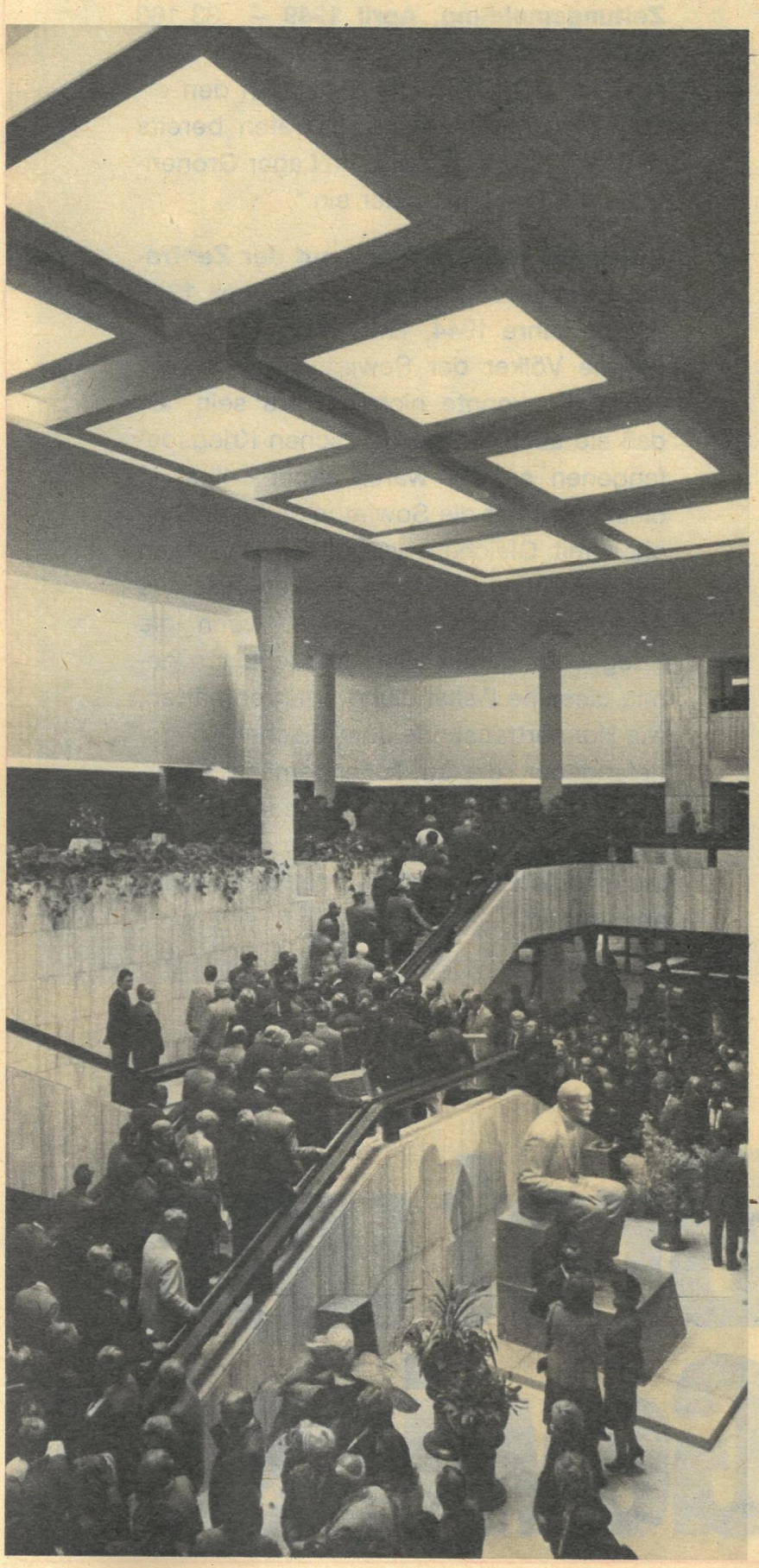
Erklärung der sowjetischen Nachrichtenagentur TASS, Januar 1949 – „Die überwältigende Mehrzahl der deutschen Kriegsgefangenen ist aus der Sowjetunion wieder in die Heimat zurückgeführt worden. Die Repatriierung der übrigen Kriegsgefangenen ... soll im Laufe des Jahres 1949 abgeschlossen werden."

Zeitungsmeldung, April 1949 – „33 160 deutsche Kriegsgefangene sind im März aus der UdSSR heimgekehrt. An den ersten vier Tagen des April trafen bereits wieder 8000 Heimkehrer im Lager Gronenfelde bei Frankfurt/Oder ein."

Präsident Wilhelm Pieck auf der Zentralen Heimkehrerkonferenz, Oktober 1949 – „Die Jahre 1944, 1945 und 1946 waren für die Völker der Sowjetunion schwere Jahre. Es konnte nicht anders sein, als daß sie auch für die deutschen Kriegsgefangenen schwer waren. Aber selbst in dieser Zeit hat die Sowjetunion nicht Gleiches mit Gleichem vergolten. Man kann nur mit Entsetzen daran denken, was aus ihnen allen geworden wäre, wenn die Kriegsgefangenen Hitlerdeutschlands genau dieselbe Behandlung erfahren hätten, wie Hunderttausende sowjetischer Kriegsgefangener, die zu Tode gemartert wurden ... Sie haben mit Ihrer Hände Arbeit in der Sowjetunion dazu beigetragen, die Mauer, die Hitler aufgerichtet hat, wieder abzutragen."

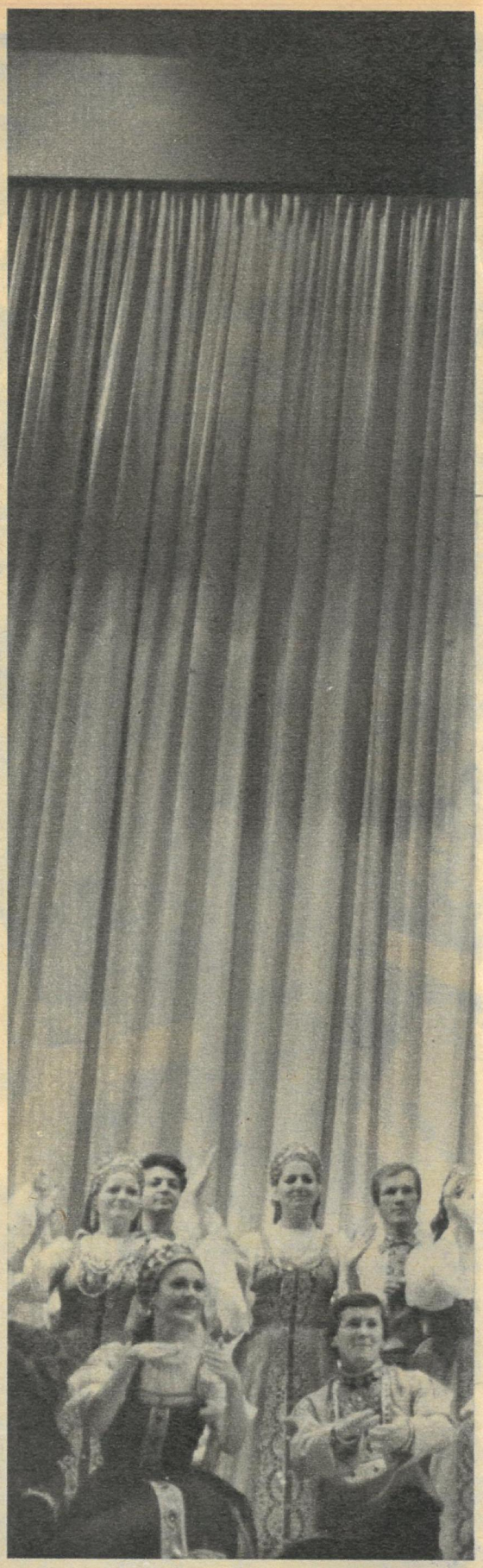
Brot und Gewissen

Ein Haus der Begegnungen



Berlin, am 5. Juli 1984: Die UdSSR eröffnet ihr bisher größtes Kultur- und Informationszentrum im Ausland – das „Haus der sowjetischen Wissenschaft und Kultur". Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED und Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft: „Mit diesem Haus, kurz vor dem 35. Jahrestag unserer Republik eröffnet, wird das geistig-kulturelle Leben der Hauptstadt und der ganzen Republik eine Bereicherung erfahren." Und Botschafter Wjatscheslaw Kotschemassow: „Ich hoffe, daß die Einwohner Berlins sowie Bürger aus der ganzen DDR in diesem Haus oft zu Gast sein werden!"

FREIE WELT-Reporter Karin Kopp (Text) und Detlev Steinberg (Bild) baten Direktor Jewgeni S. Tabatschnikow wenige Tage nach der Eröffnung, sie auf einem Rundgang zu begleiten.



Als erstes Ensemble gastierte der Pjatnizki-Chor im Großen Saal des Hauses (Foto oben).

Sinaida Kruglowa, Vorsitzende der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften (links), leitete die UdSSR-Delegation zur Eröffnung. Hier mit den Mitgliedern des Politbüros des ZK der SED Prof. Kurt Hager und Erich Mückenberger sowie mit Botschafter Kotschemassow (Bildmitte) in der Ausstellung russischer Volkskunstarbeiten (Foto rechts).

Wo findet man was?

ERDGESCHOSS
Foyer
Ständige Exportmusterschau der UdSSR
600 m² Ausstellungsfläche.

Restaurant „Wolga"
Nationalitätengaststätte und Bistro für etwa 120 Gäste. Die gastronomischen Einrichtungen sind auch von der Straße aus zu betreten.
Ausstellung „Wissenschaft und Technik"
Mit häufig wechselnden Expositionen. Alle Ausstellungen des Hauses sind täglich – außer Sonntag – von 10.00 Uhr bis 19.00 Uhr geöffnet.
Kleiner Saal
Für 200 Zuschauer. Mehrzweckraum. Simultandolmetscheranlage für sechs Sprachen.
1. OBERGESCHOSS
Großer Saal
Für 500 Zuschauer. Mittelbühne mit moderner Technik für Theater, Ballett, Chor, Filmvorführungen, Konzerte. Simultandolmetscheranlage für sechs Sprachen.
Foyer
1600 m² Ausstellungsfläche. Kann mit 500 Sitzplätzen ausgestattet werden.
4 Ausstellungsräume
Für Malerei und Skulptur
Salon Moskau – Berlin
Für Freundschaftstreffen. Besonders sehenswert: Gobelins mit alten und neuen Ansichten der beiden Partnerstädte.
2. OBERGESCHOSS
5 thematische Kabinette
„Die KPdSU – die Partei Lenins", „Der Komsomol", „Die UdSSR heute", „UdSSR–DDR", „Wissenschaft und Technik in der UdSSR".
Pressezentrum
3. OBERGESCHOSS
Bibliothek
Für gesellschaftswissenschaftliche, schöngeistige und Kinder-Literatur. 20 000 Bände in deutscher und russischer Sprache.
Die Bibliotheken sind täglich – außer Sonntag –
von 10.00 Uhr bis 19.00 Uhr geöffnet, Pause von 13.00–14.00 Uhr.
Wissenschaftlich-technische Bibliothek
20 000 Bücher in deutscher und russischer Sprache, Bildbände, Zeitschriften, Periodika. Beiden Bibliotheken ist ein Lesesaal zugeordnet.
4. OBERGESCHOSS
Filmothek
Für sowjetische Spiel- und Dokumentarfilme. Mit Filmsaal. Ausleihe und Rückgabe von Filmen: Montag, Mittwoch, Freitag von 10.00 Uhr bis 16.00 Uhr.
Zentrum der russischen Sprache
Zwei audiovisuelle Sprachkabinette für 36 Hörer. Dazu ein Klubraum für Konversationsabende. Das methodische Kabinett gibt Konsultationen am Dienstag und Donnerstag ab 10.00 Uhr.
5. OBERGESCHOSS
Musiksalon
Für 30 bis 50 Gäste. Der Salon ist vorwiegend der Kammermusik vorbehalten.

In der Galerie: Malerei von Künstlern der RSFSR.

Ein Haus der Begegnungen

Dieses Haus ist rundum schön. Es ist attraktiv und macht neugierig. Dennoch: Der Direktor wird's nicht leicht haben. Denn für die Gäste seines Hauses ist die Sowjetunion durchaus kein Neuland. Sie sind wohlinformiert über die sowjetische Innen- und Außenpolitik, über Wissenschaft, Technik und Kultur. Viele kennen das Land aus eigener Anschauung, aus beruflicher Zusammenarbeit. Und natürlich erwarten sie von diesem Haus – das eine Nutzfläche von 20 000 m² hat – Informationen aus erster Hand, wollen sie genau wissen, was sich tut im Leben des 275-Millionen-Volkes, und auch ab und zu mal jemandem begegnen, von dem sie sagen können: „... ist das nicht der bekannte ...", „... den habe ich doch neulich erst im Film ...", „... von dem ist doch das Buch ..."
Sieht's der Hausherr anders? „Nein. Die Architekten, Techniker, Künstler und Bauarbeiter haben hier ein Haus gebaut, das alle Möglichkeiten bietet. Wir werden unser ganzes fachliches Wissen, unsere Kontaktbereitschaft, unseren Ideenreichtum und unsere Phantasie aufbieten, um es ganz schnell zu dem zu machen, was es sein soll: eine Stätte der Begegnungen, von der man spricht."
Sprechen wir darum zum Beispiel über die Ausstellungen.
Im Erdgeschoß hat die Ständige Exportmusterschau der UdSSR mit dem Autosalon Einzug gehalten. Und rechts davon erzählen 350 TASS-Fotos über den Alltag der Unionsrepubliken. In der Weltraumabteilung kann man den Speisezettel der Kosmonauten studieren. Und obwohl der Hausherr durchaus Verständnis dafür hat, daß wir etwas länger vor den Glasvitrinen mit dem wunderschönen Geschirr verweilen, drängt es ihn doch, uns in die Galerie zu führen, in der sich derzeit Maler und Grafiker der RSFSR vorstellen. Eine spätere Ausstellung wird Sibirien, wie es sich in den Werken sowjetischer Maler widerspiegelt, gewidmet sein. Die lettische und armenische Malerei und Grafik wollen sich mit selbständigen Ausstellungen präsentieren, und es wird bemerkenswerte Plastiken zu sehen geben.
Die Ausstellungen über Wissenschaft und Technik werden mit den besten Ergebnissen der Sowjetwissenschaft bekannt machen. Und nicht nur in der Kosmosforschung. Vor uns steht das Modell jener Anlage aus Kansk-Atchinsk, in der das wichtige Problem der Verflüssigung von Braunkohle neu gelöst wird.
Doch nicht nur die Exponate sind interessant, sondern auch die sowjetischen Gesprächspartner, die Wissenschaftler, Ingenieure, Forscher, Kapazitäten aller Bereiche. Und wer wird Genossen Tabatschnikow widersprechen, wenn er meint: „... Es wird sicher auch für Ihre Ärzte reizvoll sein, mit sowjetischen Kollegen zum Beispiel Erfahrungen über die Anwendung der Elektronik in der Medizin auszutauschen. Hier bei uns werden sie reichlich Gelegenheit dazu haben."
Neben sehr intimen Salons gibt es zwei wunderschöne Säle. Wofür werden sie genutzt? Wir erlebten die Einweihung des Großen Saals durch den Pjatnizki-Chor. Hier werden sowjetische Theaterstücke ihre Premiere haben, die Leningrader Philharmoniker werden musizieren, und DDR-Ensembles sind herzlich eingeladen, vor ihrer Gastspielreise in die UdSSR hierher einen Abstecher zu machen. „Gemeinsam werden wir in diesem Saal die Festtage unserer Völker begehen, den 35. Geburtstag Ihrer Republik und den 40. Jahrestag des Sieges des Sowjetvolkes im Großen Vaterländischen Krieg und der Befreiung des deutschen Volkes vom Hitlerfaschismus", bemerkt unser Begleiter. „Einen Tag nach der feierlichen Eröffnung unseres Hauses trafen sich zu einer gemeinsamen Veranstaltung der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und der sowjetischen

Auch der Autosalon fand hier sein Domizil.

Gesellschaft für Freundschaft und kulturelle Verbindungen mit dem Ausland Funktionäre dieser Freundschaftsgesellschaften. Mit großer Dankbarkeit nahmen wir aus den Händen Erich Mückenbergers ein Geschenk wertvoller Bücher und Schallplatten entgegen."

Im Kleinen Saal, vorwiegend als Kino genutzt, liegt unsere Frage nahe, ob der Direktor den Ehrgeiz hat, Filme, die in seinem Lande ausgesprochene „Renner" sind, schnell nach Berlin zu holen. Er antwortet erwartungsgemäß: „Diesen Ehrgeiz habe ich. Vor wenigen Tagen erst, am 10. Juli, haben wir unser Filmfestival mit dem Spielfilm ‚Das Double tritt in Aktion' eröffnet. Wir zeigen den in der DDR noch nicht bekannten Streifen ‚Die Magistrale' von Viktor Tregubowitsch mit Ljudmila Gurtschenko und Kyrill Lawrow, sowie ‚Verliebt auf eigenen Wunsch' mit Oleg Jankowski und Jewgenija Gluschenko. Sie erhielt dafür beim letzten Westberliner Filmfestival 1983 den ‚Silbernen Bären'. Und wir bringen noch einmal den Oscar-Preisträger ‚Moskau glaubt den Tränen nicht'. Innerhalb des Zyklus ‚Meisterwerke des sowjetischen Kinos' werden wir auch den historischen Streifen ‚Panzerkreuzer Potemkin' wiederaufführen."

Die Gastfreundlichkeit des Hauses gilt selbstredend nicht nur den Erwachsenen. Auch das kleine Publikum soll sich hier unterhalten und amüsieren. Bei Märchen- und Trickfilmen im Kino „Drushba", bei Theateraufführungen wie „Die zwölf Monate", bei Zeichenwettbewerben. Spaß machen wird ihnen die Spielzeugausstellung. Und zum Jahreswechsel sind sie herzlich eingeladen, mit ihren kleinen sowjetischen Freunden ein richtiges Jolka-Fest zu feiern.

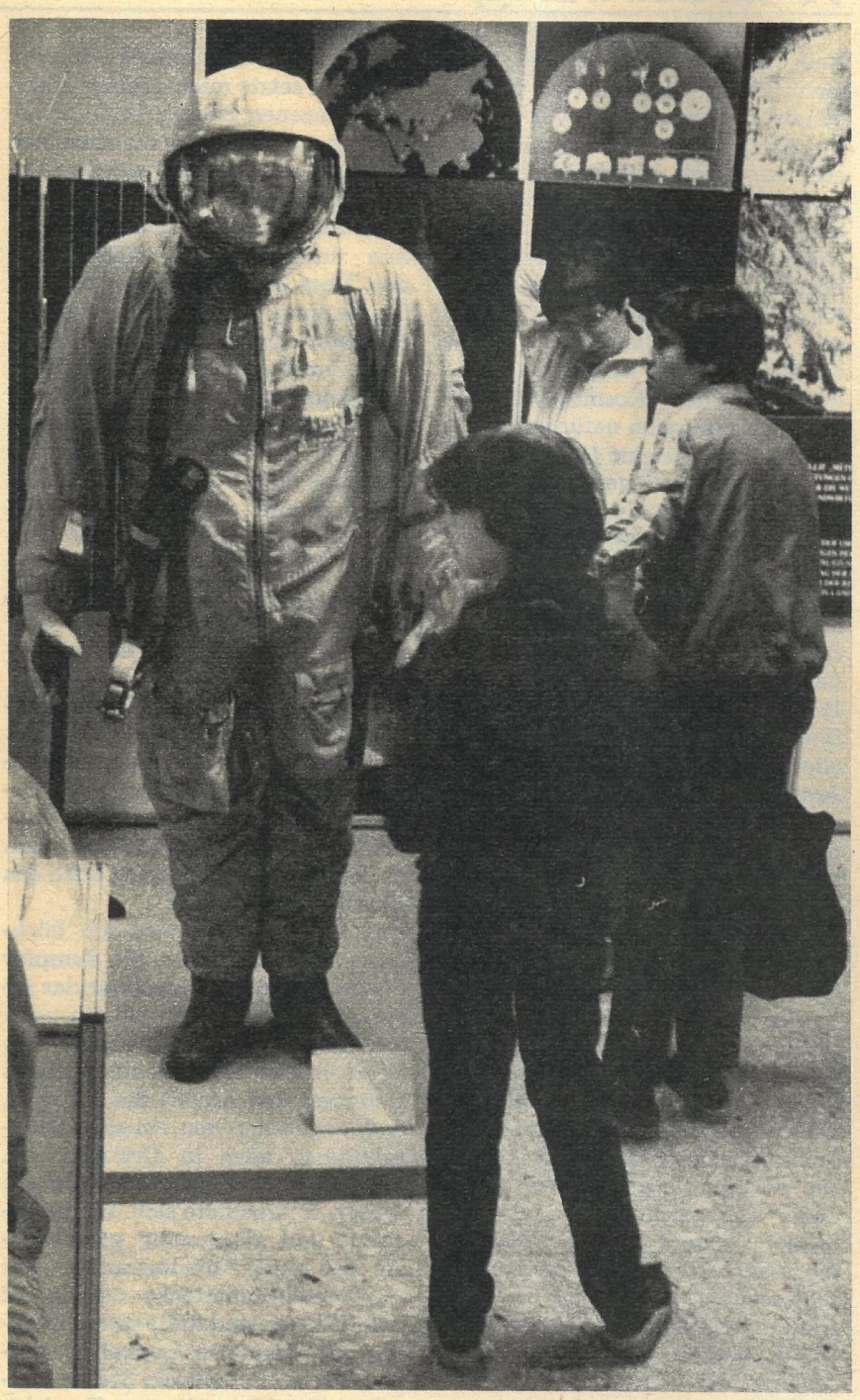
Unvermittelt stehen wir auf dem Flur der 3. Etage vor den Skulpturen Lomonossows und Puschkins. Wir sind auf dem richtigen Wege in die beiden stattlichen Bibliotheken.

Jede der Bibliotheken führt Bücher in deutscher und russischer Sprache.

40 000 Bände gesellschaftswissenschaftlicher, wissenschaftlich-technischer, schöngeistiger und Kinder-Literatur erwarten die lesehungrigen Berliner. Die Ausleihe ist kostenlos, wie alles in diesem Hause. „Nur", der Direktor hebt bedauernd die Arme, „im Restaurant wird man bezahlen müssen." Sehenswert ist sicher eine Ausstellung all der Bücher sowjetischer Autoren, die bisher in DDR-Verlagen gedruckt wurden und die unser Ministerium für Kultur dem Haus zum Geschenk machte. Wissenschaftler und Studenten wird es interessieren: Sie – und natürlich nicht nur sie – können hier auch Auszüge und Reproduktionen anfertigen lassen.

Die Aktivität der Bibliotheken beschränkt sich nicht auf das Hinstellen und Ausleihen von Büchern. Häufig kommen namhafte sowjetische Schriftsteller, die in DDR-Verlagen verlegt werden, nach Berlin. FREIE WELT berichtete erst kürzlich über den Besuch Valentin Rasputins (in Nr. 13/84). „Unser Haus wird diese Schriftsteller einladen", hören wir, „damit sich die Berliner dann nach Herzenslust in der literarischen Schöpferküche umsehen können..." Im September werden sich Dramatiker beider Länder über ihre Schaffensprobleme unterhalten...

Wenn der Direktor vom „Herz des Hauses" spricht, so meint er damit die fünf methodischen Kabinette. Wer sich gründlich über Geschichte, Gegenwart und Zukunft des Sowjetlandes informieren möchte, wer Aufschluß haben will, welche Anstrengungen dieses Volk unternimmt, um internationale Spannungen abzubauen und der Menschheit das Leben zu erhalten, der sollte diese Kabinette besuchen. Erst vor wenigen Tagen war Gelegenheit zu einem angeregten Gespräch mit den bekannten Moskauer außenpolitischen Beobachtern und Kommentatoren Alexander Bowin und Nikolai Schischlin.



Auf Du und Du in der Weltraumabteilung.

Alben, Diaserien, Filme, Tonbänder, Dokumentationen, grafische Darstellungen in den Kabinetten geben überdies jedem – egal ob Schüler, Student, Arbeiter, Künstler oder Wissenschaftler – anschaulich über verschiedenste Wissensgebiete Auskunft. Sogar ein Stück Kreide liegt bereit, für den Fall, daß sich z. B. zwei Physiker, Biologen oder Mathematiker über ein wissenschaftliches Problem an der Wandtafel auseinandersetzen wollen. „Vielleicht", empfiehlt Genosse Tabatschnikow, „merken Sie sich unser Rundtischgespräch am 30. Juli um 17.00 Uhr vor. Da geht es im Kabinett ‚Wissenschaft und Technik' um Radioelektronik. Besonders interessante Vorträge werden übrigens aufgezeichnet, damit wir und unsere Partner in der DDR sie weiter nutzen können." Wir sind bei den Sprachkabinetten angelangt. „Sich Grundkenntnisse in Russisch anzueignen, gibt es in Ihren Bildungseinrichtungen genügend Möglichkeiten", erläutert der Direktor. „Unsere Spezialisten wollen jene weiterbilden, die die Sprache schon beherrschen, also Russischlehrer, Lektoren, Slawisten und auch Leute, die frühere Kenntnisse mal etwas aufpolieren möchten." Es werden Filme von hoher literarischer Qualität – wie „Krieg und Frieden" – in Originalsprache eingesetzt, man wird russische Belletristik lesen, Musik hören und an Konversationsabenden in angenehmer, entspannter Atmosphäre interessante Partner treffen.

Berlin ist eine gastfreundliche Stadt. Sicher werden auch Menschen zu Ihnen kommen, Genosse Tabatschnikow, die weniger über Ihre Heimat wissen, als hierzulande üblich ist, und denen es schwerfällt, sich in der Informationsfülle zurechtzufinden...

„Bei uns wird sich niemand verlassen vorkommen. Wer die Informationstafeln in deutsch nicht lesen kann, der mag ein Tonbandgerät zur Hand nehmen, das ihm den Weg weist wie ein guter sprachkundiger Cicerone und ihm alles Wichtige erläutert."

Ein Freund

Erzählung von Atanas Petkow

Die nachstehende Erzählung schrieb ihr Autor 1973. Sie erscheint jetzt zum ersten Mal in deutscher Sprache, übersetzt von Helga Gutsche, in einer Anthologie bulgarischer phantastischer Erzählungen, die der Verlag Das Neue Berlin herausbringt. Atanas Petkow, eigentlich A. P. Slawow, geboren 1947, ist von Beruf Bauspezialist und arbeitet als Sekretär des Sofioter Klubs „Prognostik und Phantastik". Seine seit 1968 in Zeitschriften erscheinenden Geschichten schildern moralische Verhaltensweisen der Gegenwart auf dem Hintergrund utopischer Situationen.

Nein, so ganz klar ist das alles nicht, Kweti. Glaub mir das um des banalsten Arguments willen, das wir Alten haben – unserer Lebenserfahrung. Ich will dir eine Begebenheit aus meinem Leben erzählen. Aus der Zeit, da ich so alt war wie du jetzt. Damals hatte ich einen Freund. Einen Freund aus der Kindheit. Du mußt wissen, daß du seit fünfzehn Jahren der erste Mensch bist, dem ich davon erzähle – außer der Kosmopsychologischen Kommission natürlich. Denn für mich ist das eine jener schrecklichen Erinnerungen, zu denen man nur selten zurückkehrt und die zu persönlich sind, um für viele Ohren bestimmt zu sein. Auch jetzt, da ich mir wieder alles ins Gedächtnis rufe, fühle ich mich beinahe so unsicher und ratlos wie damals.

Es war mir gelungen, ein Alter von fünfundzwanzig Jahren zu erreichen und in diesen fünfundzwanzig Jahren allerlei zuwege zu bringen: die Astroschule zu absolvieren, Renata zu heiraten und zusammen mit meinem besten Freund die Arbeit in einer selenographischen Station aufzunehmen. Damals war gerade der große Hohlraum unter der Mondrinde entdeckt worden, und unsere selenographische Station sammelte mit Hilfe von Maulwurf-Kybern, die unter der Mondrinde im Einsatz waren, Informationen. Du erinnerst dich wahrscheinlich nicht mehr an diese Stationen, weil sie wenige Jahre später bereits außer Gebrauch kamen. So eine Station bestand aus einer Kuppel, die von einer hermetisch abgeschlossenen Trennwand in zwei Hälften geteilt wurde. In der einen Hälfte befand sich unser Wohnraum, in der anderen das Informarium. Den größten Teil des Informariums nahm der Gedächtnisautomat ein. Damals nannte man diese Dinger noch Computer… Man setzte sich einen Helm auf, und das eigene Gedächtnis wurde durch Rückkopplung mit dem gigantischen Computergedächtnis verbunden. So blieb der wichtigste Teil der Denkarbeit dem Gehirn überlassen, das allerdings über die unerschöpflichen und ständig wachsenden Informationen des Computers verfügte.

Es war um die Mitte der Mondnacht, und wir beide befanden uns gerade in der Kuppel. Ronni – so hieß mein Freund – hockte im Informarium und assimilierte die neuen Daten, die die Maulwurf-Kyber übermittelt hatten. Ich machte mich in seiner Nähe zu schaffen, ging aber hinaus, als ich begriff, daß ich nur störte. Mir fiel ein, daß letztens das Filterventil meines Raumanzugs geklemmt hatte, und ich beschloß, die Sache zu untersuchen. Dieser Defekt hat mich gerettet, denn um die Funktionstüchtigkeit des Raumanzugs zu überprüfen, mußte ich ihn anziehen. Ich holte ihn aus der Schleuse, zog ihn über und setzte mich in einen frisch aufgeblasenen Sessel. Dann schaltete ich nacheinander die einzelnen Systeme ein, horchte auf ihre Arbeitsgeräusche und trällerte vor mich hin. Später dachte ich mir einen unterhaltsamen Zeitvertreib aus: Über den Funkhelm nahm ich Verbindung zu dem mir nächsten Maulwurf-Kyber auf, von diesem zum Computer und von da durch Rückkopplung zu Ronnis Gehirn. Das machte mir einen Heidenspaß, und ich erinnere mich noch, daß ich lange über Ronnis Erstaunen lachen mußte, als dieser meine Stimme aus der „Unterwelt" vernahm. Ich ließ die fällige Schimpfkanonade über mich ergehen und öffnete den Mund zu einer Erwiderung, wozu ich jedoch nicht mehr kommen sollte.

Ich hörte nur noch ein kurzes, trokkenes Krachen und spürte fast gleichzeitig, wie sich der Pneussessel unter mir im Bruchteil einer Sekunde so unwahrscheinlich aufblähte, daß er zerplatzte und mich in die gegenüberliegende Ecke des Raumes schleuderte…

Das Bewußtsein verlor ich höchstens für eine Minute. Ein dumpfer Schmerz in den Beinen war das erste, was mir verriet, daß ich noch am Leben war. Ich befragte alle Teile meines Körpers nach ihrem Befinden und erhielt die Antwort, daß, abgesehen von ein paar Quetschungen, alles in Ordnung sei. Erst da öffnete ich vorsichtig die Augen. Es handelte sich um die banalste und gleichzeitig gefährlichste Art einer Mondhavarie – um eine Meteoritenattacke. Ich lag auf dem Rücken und hatte die schrecklich zertrümmerte Kuppel vor Augen, durch die kalt die Sterne blinzelten. Der Meteorit war offensichtlich unter einem großen Neigungswinkel fast parallel zur Mondoberfläche geflogen, hatte so die Meteoritenlokatoren getäuscht und die Kuppel gestreift. Während ich mir den Schaden besah, spürte ich, wie der Druck auf meinen Beinen langsam immer mehr zunahm, und erst da warf ich einen Blick nach unten. Nun wurde mir klar, warum der Druck ständig zunahm!

Eine Platte der Metallplastverkleidung unserer Kuppel hatte sich bei dem Aufprall verbogen und preßte nun meine Beine so fest gegen den Boden, daß ich mich trotz aller Anstrengungen nicht rühren konnte. Das war jedoch noch nicht das schlimmste. Die Kuppel bestand aus mehrschichtigen Sektoren, und jede Schicht hatte einen anderen Ausdehnungskoeffizienten. Man stelle sich das wie eine Bimetall-Lamelle vor. Unter so einer Bimetall-Lamelle steckte ich nun! Die untere Plastschicht hatte sich durch das plötzliche Absinken der Zimmertemperatur auf den absoluten Nullpunkt doppelt so stark verbogen wie das Metall und preßte nun die Platte gegen den Boden. Ich kam mir vor wie ein Käfer in einem Herbarium. Wie gelähmt lag ich da, und während mir der Schweiß in die Augen lief, schien zähflüssiges Entsetzen durch die Schädeldecke in mein Gehirn einzudringen. Das Manometer der Luftbehälter, das beinahe schon auf Null stand, trieb meinen panischen Schrecken auf die Spitze.

Plötzlich kam Ordnung in das Gewirr meiner Gedanken, und alle Dinge rückten wieder auf ihren Platz. Ronni! Der Mensch, mit dem ich auf Bäume geklettert war und mit dessen Hilfe ich meinen ersten Liebesbrief gekritzelt hatte! Der Mensch, der immer für mich da war, wenn ich nicht weiter wußte, und dem ich stets Gleiches mit Gleichem vergolt. Er mußte, er konnte, er würde mir helfen. Nervös lachte ich auf. Die Verbindung zu Ronni bestand ja noch, und ich brauchte ihn nur zu rufen. Anfangs kam kein Laut aus meiner ausgedörrten Kehle. „Ronni, wie sieht's bei dir aus?" fragte ich, weniger um dieselbe Frage von ihm zu hören. Daß ich sie hören würde, daran zweifelte ich nicht. Ronnis Antwort fiel nicht ganz so aus, wie ich erwartet hatte. „Man kann sagen, daß es mir gut geht." Seiner Stimme fehlten auf Grund der Computervermittlung die Obertöne, diesmal aber kam sie mir noch ausdrucksloser als sonst und irgendwie unsicher vor. Es war, als überlege er erst während des Sprechens, was er antworten solle. Mich beschlich ein beängstigendes Gefühl, doch der Druck auf meinen Beinen hinderte mich daran, mich in eine eingehende Psychoanalyse zu vertiefen. Damals wenigstens dachte ich so. In zwei, drei Worten erklärte ich meine Lage. Ronni schwieg ziemlich lange. Länger, als ich erwartet hätte. Er sprach langsam und abgehackt: „Sieh zu, wie du dich allein befreien kannst, André… Ich bin nicht imstande, dir zu helfen… Du weißt, ich habe keinen Raumanzug hier und kann nicht herauskommen… Außerdem ließe sich die Durchgangstür gar nicht öffnen… Zwischen deiner und meiner Hälfte besteht doch ein Luftdruckunterschied… Darum mußt du selbst versuchen, dich zu retten… Ich kann dir nur mit meiner Stimme helfen… Das wenigstens kann ich…

Und er verstummte. Mein Verstand sagte mir, daß er vollkommen recht hatte, aber meine ganze Psyche wurde durch den Gedanken gelähmt, daß auch Ronni mir nicht helfen konnte. Das war das Ende. Wie betäubt lag ich auf dem Boden und registrierte apathisch die Zunahme des Drucks auf meinen Beinen. Die Luft in den Ballons gab mir noch zehn Minuten Lebenszeit, und im Moment hatte ich keinen anderen Wunsch, als diese Minuten in Ruhe und ohne Aufregungen hinter mich zu bringen. Später wurde mir klar, daß diese idiotischen Gedankengänge auf den Schock zurückzuführen waren, damals aber erschien mir das alles

ganz natürlich und unabänderlich. Plötzlich störte mich etwas aus meiner schläfrigen Ruhe auf: Ronni sprach, und unwillkürlich horchte ich auf seine Stimme... „Was ist mit dir, André... Melde dich, André... melde dich, Bruderherz..."

Es wäre niederträchtig gewesen, zu schweigen. Außerdem durchdrang mich plötzlich die pathetische Überzeugung, ich müsse mich von Ronni und durch ihn von der gesamten Menschheit, vor allem aber von Renata, verabschieden. Von meiner kleinen Reni mit der feinen, klugen Stimme, die mir sicherlich noch immer nicht verzeihen konnte, daß ich die Stellung auf dieser Station so übereilt angetreten hatte. Mühsam öffnete ich meine trockenen Lippen: „Weißt du, Ronni, wie es aussieht, wirst du Renata Trost zusprechen müssen... Die Havariekommandos sind sicherlich schon unterwegs zu uns, und die Luft in deiner Hälfte wird noch für ein paar Stunden reichen. Leb also wohl. Wie es aussieht, werden wir nun unsere gemeinsamen Pläne nicht mehr verwirklichen..."

Ich spürte, wie banal das alles war und was für pathetische Dummheiten ich da verkündete, kam aber nicht dagegen an. Ronni schwieg. Dann begann er zu sprechen, und es klang, als denke er laut: „So steht es also..." Er verstummte von neuem und redete plötzlich hastig und entschlossen auf mich ein, als fürchte er, unterbrochen zu werden: „Hör mir zu, André, hör gut zu. Ich muß dir etwas sagen. Ich glaube, es ist besser, wenn du vor deinem Ende alles erfährst. Die Geschichte ist ganz einfach und so alt wie die Welt, André. Deine Renata wird wohl weniger Kummer als Erleichterung verspüren, denn sie gehört mehr mir als dir. Mit einem Wort: Bereits acht Monate nach eurer Hochzeit packte Renata und mich eine unüberwindliche Leidenschaft füreinander. Aber du warst zu sehr mit deinen eigenen Gefühlen beschäftigt, um die der anderen um dich herum zu bemerken. Ich habe immer in deinem Schatten gestanden, André. Vielleicht wartete ich deshalb so geduldig auf meine Stunde... Jetzt ist deine Stunde gekommen, André – aber für etwas anderes..." Und er verstummte.

In mir krampfte sich alles zusammen. Mein Gehirn verwandelte sich in ein schmerzendes Neuronenknäuel und versuchte, Antworten auf Fragen zu finden, die es selbst nicht formulieren konnte. Dann zerriß etwas in meinem Innern, und Ruhe trat ein. Eine schreckliche, irrsinnige Ruhe. „Wie denn?" fragte ich. „Sicherlich war sie aus irgendeinem Grund mit mir unzufrieden." Ich sagte das ganz ruhig, innerlich aber erstarrte ich bei dem Gedanken an dieses unwahrscheinliche, heuchlerische Jahr, das ich mit Renata verbracht hatte... Auch heute noch stelle ich mir in Erinnerung an diesen Moment die Frage, wo, in welchem Winkel meines Innern sich dieses potentielle Mißtrauen, diese Fähigkeit verbarg, auch nur für einen Augenblick an das Schreckliche zu glauben. Offensichtlich war auch bei uns, der zweiten Generation, die Psychohygiene betrieb, dieser Atavismus noch nicht ganz überwunden. Dir Kweti, mögen von der Warte der vierten psychohygienisch geschulten Generation viele dieser Dinge unglaubhaft vorkommen, aber so war es nun einmal. Ja, ich betrachte das, was ich da hörte, als plötzlich zutage tretende Wahrheit und empfand keinerlei Zweifel. Die Situation, in der ich mich befand, meine Verzweiflung und diese ungeheuerliche Neuigkeit führten letztlich dazu, daß in mir eine moralische Sicherung durchbrannte und ich fähig war, an alles zu glauben. Das sollte sich bald zeigen. Ronni war für einen Moment verstummt, als wollte er mir die Möglichkeit geben, mich zu fassen. Dann setzte er wieder zum Sprechen an: „Das ist aber noch nicht die ganze Wahrheit, André. Da ich nun einmal davon angefangen habe, sollst du auch alles erfahren. Renata hatte nie etwas für mich übrig. Sie betrachtete mich immer nur als zweckmäßige Ergänzung deiner Persönlichkeit. Ich aber bin wohl so veranlagt, daß mich alles, was dir gehört, leidenschaftlich anzieht. Mit einem Wort: Ich habe Renata auf nicht ganz natürliche Weise für mich gewonnen. Erinnerst du dich, daß ich schon in der Schule hypnotische Fähigkeiten besaß? Wir drei haben oft zusammen gegessen... Ein paar Halluzinogene in ihrer Suppe machten sie für meine Einflüsterungen empfänglich... Nach einigen Séancen war sie davon überzeugt, bis über beide Ohren in mich verliebt zu sein. Ich hatte sie meinem Willen so vollständig unterworfen, daß ich unsere Beziehungen geheimhalten konnte."

Ich hörte nichts mehr. Ich sah nichts mehr. Ich raste vor Wut. Nicht umsonst hieß es bei den Alten: Nimm einem den Glauben an die Menschen, und er verwandelt sich in ein wildes Tier. Ich wollte hundert Dinge auf einmal herausschreien, doch meiner Kehle entrang sich nur ein unartikuliertes Brüllen. Dieser Laut weckte mich aus der Erstarrung. In blinder Wut tastete ich mit den Händen über die auf dem Boden verstreuten Gegenstände, bekam etwas Schweres und Handliches zu fassen und schlug damit auf die Metallplastplatte ein.

Plötzlich wurde ich mit Erstaunen gewahr, daß das, was ich da in der Hand hielt, nichts anderes war als ein Schweißbrenner. Ein Brenner! Meinem Tastsinn noch immer keinen rechten Glauben schenkend, setzte ich den Brenner mit zitternden Fingern in Gang, und ein heller Strahl glitt über die Platte: Diese gab ein Zischen von sich und wölbte sich leicht auf. Ich war frei, aber das interessierte mich nicht mehr. Ich hatte mich in einen einzigen großen, angespannten Muskel verwandelt, der nur ein Ziel kannte: zuzuschlagen! Jene menschenähnliche Kreatur zu vernichten, die sich hinter der Trennwand befand und nicht das Recht hatte, die Welt mit ihrer Existenz zu beschmutzen. Ich schleuderte den Brenner beiseite und war mit einem Satz an der Durchgangstür. Ohne mir bewußt zu sein, daß ich Ronni damit im Grunde genommen schon tötete, stieß ich die Tür auf und drang ins Informarium ein. Bevor ich aber noch die Havariebeleuchtung berührte, blitzte in mir ein Gedanke auf. Die Tür! Sie hatte sich ohne jeden Widerstand der automatischen Blockierung öffnen lassen! Und gegen meine Brust war kein Luftstrom geprallt. Demnach herrschte im Informarium dasselbe Vakuum wie in meiner Hälfte. Ich richtete den Blick zur Decke, und die dort sichtbaren Bruchstücke des Sternenhimmels machten mir klar, daß der Meteorit auch hier gewütet hatte. Ronni aber trug keinen Raumanzug! Mit wem hatte ich dann gesprochen?

Plötzlich bekam ich keine Luft mehr, obwohl das Manometer noch eine Reserve für zwei Minuten anzeigte. Mit unsicherer Hand drehte ich am Schalter der Havariebeleuchtung. Dann blickte ich mich um. Vor mir stand der Schrank mit Ronnis persönlicher Habe. Seine Tür war zersplittert, und auf dem Boden lag ein Haufen herausgefallener Sachen. Obenauf schimmerte matt der Band „Psychologie der komplizierten Persönlichkeit". Mit einem irren Blick starrte ich auf den grünen Einband und war nicht imstande, den Kopf nach rechts zu wenden, weil ich wußte, welcher Anblick mich dort erwartete.

Trotzdem drehte ich mich schließlich um. Zerstörungen sah man in diesem Teil nicht. Alles war wie immer – das vertraute Computerpult und Ronnis muskulöse Gestalt mit dem Helm auf dem Kopf. Der Helm ließ nur einen rechteckigen Ausschnitt seines Nackens frei, und ich konnte den Blick nicht von diesem kleinen, mit glänzendem Rauhreif überzogenen Stück Haut wenden. Das war das einzige, was mir sagte, daß ich nicht den lebendigen, munteren Ronni vor mir hatte, sondern einen glashartgefrorenen Leichnam. In diesem Moment aber beeindruckte mich sein Tod nicht allzusehr, da ein Gedanke alle anderen aus meinem Gehirn verdrängte: Mit wem hatte ich eigentlich gesprochen?
Zu meiner Überraschung sah ich die Lämpchen auf dem Pult leuchten. Der Computer war noch in Betrieb! Mir kam eine Vermutung, und alles in mir verkrampfte sich. Mit unsicherer Stimme rief ich: „Ronni!" Er meldete sich fast im selben Augenblick. „Ja, André... Ich hoffe, du bist schon im Bilde. In dem Moment, da mein Gehirn, durch das Vakuum blitzartig vereist, starb, wurden seine Biopotentiale durch den Helm auf den Computer übertragen. Das wenige, das von mir übrig ist, befindet sich also im Computer. Ich hoffe, du besitzt genügend Mumm, um mich abzuschalten, André. Wir wollen uns als Freunde trennen."

Mir war nun bereits beinahe alles klar, eines aber mußte ich noch erfahren. Ich wußte, wie egoistisch mein Verhalten war, konnte mir jedoch nicht die Frage versagen: „Und alles andere... Ronni, was du mir vorhin erzählt hast? Ist davon etwas wahr?" – „Nein, André! Du weißt, daß ich mich seit langem mit Psychogeschichte befasse, und es bereitete mir keine Schwierigkeiten, das Modell einer solchen Situation zu konstruieren. Du warst in Schockapathie verfallen, André, und für mich gab es keine andere Möglichkeit, dich aus diesem Zustand zu reißen und deinen Widerstand zu wecken. Nur gut, daß deine atavistischen Instinkte ansprachen... Jetzt aber schalte mich ab, André. Du weißt, daß ich meinen Körper zu sehr liebe, um ohne ihn leben zu können. Mach schon, André!"
Seine Worte, denen der Computer ihre Klangfarbe nahm, schallten monoton aus dem Helm und übten eine hypnotische Wirkung auf mich aus. Gehorsam stand ich auf und drückte mit dem Gefühl, das einzig Richtige zu tun, die für das Löschen der Gedächtnisblöcke bestimmte Taste. Völlige Gleichgültigkeit hatte sich meiner bemächtigt – offensichtlich waren in mir nun auch die letzten Sicherungen durchgebrannt. Wie ein Automat begab ich mich zu dem Lager mit den Sauerstoffballons und wechselte meine bereits völlig geleerten Behälter aus. Was mich dazu trieb, war ein verborgener Winkel meines Bewußtseins, der vielleicht als einziger an dem Gedanken festhielt, daß es sich lohnte weiterzuleben. Danach setzte ich mich mitten zwischen Ronnis zerstreuten Sachen auf den Fußboden und heftete meinen leeren Blick auf den grünen Band, dessen aufgeschlagene Seiten hilflos schimmerten. So fanden mich dann die Jungs vom Havariekommando...

Das ist alles, und weißt du, Kweti, in letzter Zeit stelle ich mir immer wieder ein und dieselbe Frage: War mein Leben es wert, um diesen Preis gerettet zu werden?

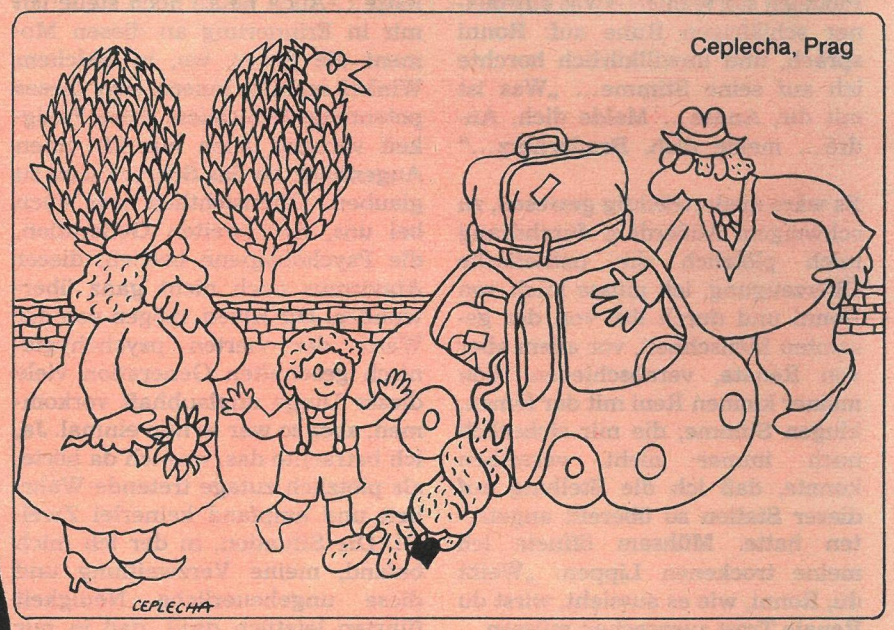
Mückenjagd:

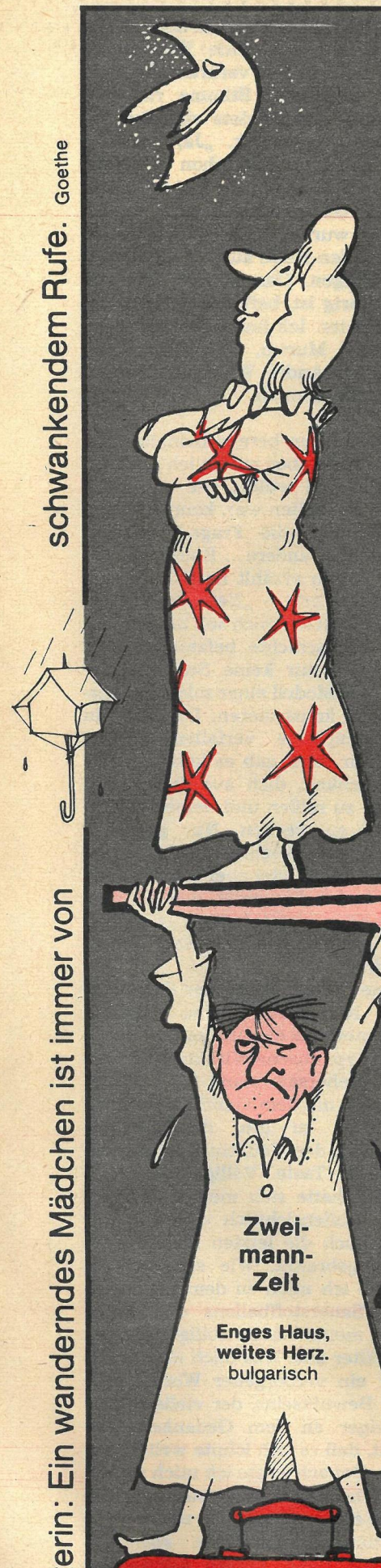
schwankendem Rufe. Goethe

Mal so – mal so

Zwei Wasserfälle wurden interviewt:
„Wie können Sie sich gegenseitig leiden?"
Da sagten sie:
„Nun ja, mal schlecht, mal gut.
Wir müssen das von Fall zu Fall entscheiden.

Hansgeorg Stengel

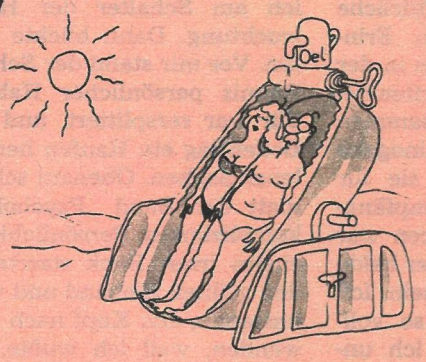




Anhalterin: Ein wanderndes Mädchen ist immer von

Zwei-mann-Zelt

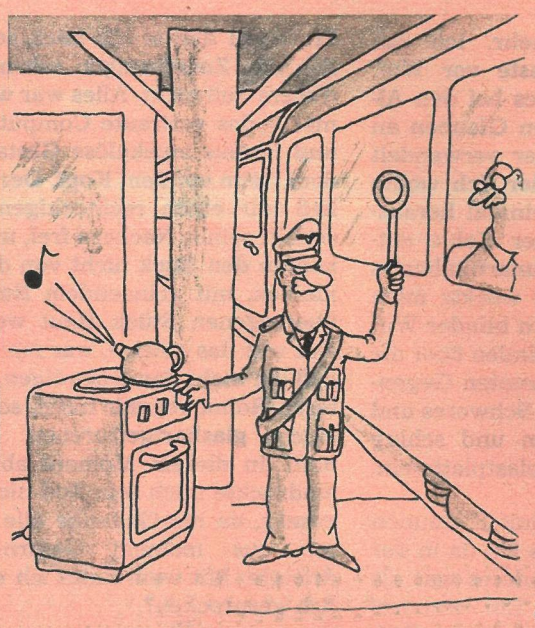
Enges Haus, weites Herz.
bulgarisch



Steger

Es ist nicht immer ein Fehler, wenn etwas fehlt.

Fischer



Steger

2 Wochen-spruch

Nichts tun kann jeder. Es kommt darauf an, was man nicht tut.

Witaute Shilinskaite

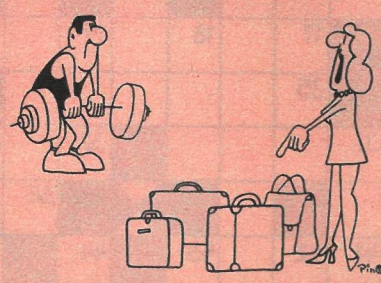
Zeitnot

In unserer Zeit – wer hat da schon Zeit? Dennoch erlebte ich einmal die schweren Augenblicke eines Menschen mit, über den plötzlich soviel Zeit hereinbrach, daß er nicht wußte, wie er sich von ihr befreien sollte. Die Sache verhielt sich so: Ich hatte meinem Freund versprochen, ihn zum Bahnhof zu begleiten. Als ich ihn zu Hause abholen wollte, traf ich ihn hochroten Kopfes beim Packen seiner Reisetasche an. Sie zu schließen wollte ihm partout nicht gelingen, weil er immer wieder seine gestärkte Manschette hochschob, um auf die Uhr zu sehen. Er war schon völlig aufgelöst, als ihn plötzlich – wie Schüttelfrost – der Gedanke überfiel, er könnte etwas ungeheuer Wichtiges zu Hause vergessen. Schließlich schloß ich seine Tasche, wir stürzten die Treppe hinunter, sprangen auf die Straße, hielten ein Taxi an und jagten zum Bahnhof. Dort stellte mein Freund plötzlich fest,

Zeltplätzchen: Heimweh ist der kleinere Bruder vom Liebeskummer.

Nun gibt es für einen gesunden Menschen nichts Unangenehmeres als Zeitvergeudung. G. B. Shaw

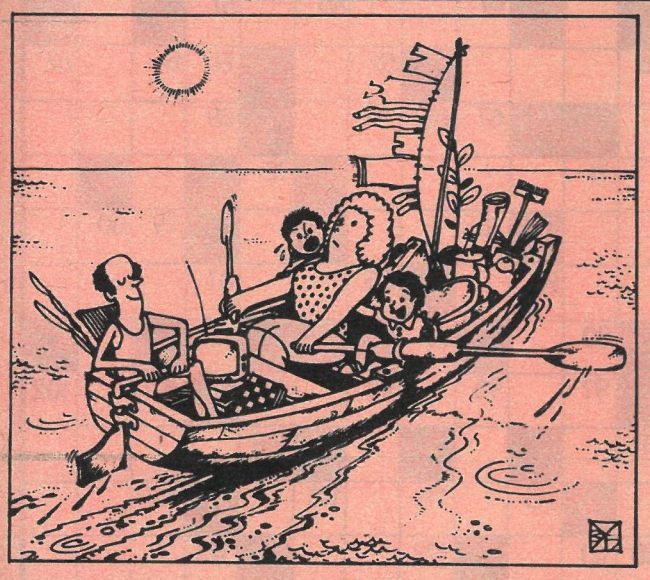
Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch.



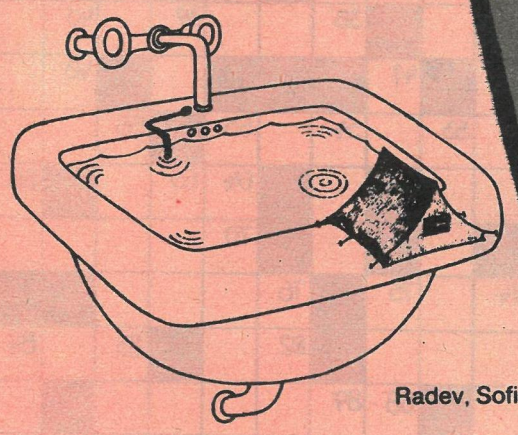
Fuglewicz, Wroclaw

Zelten einfach

Ich staune nur darüber, wie viele Dinge es gibt, deren ich nicht bedarf.
Sokrates



Uborewitsch-Borowski, Moskau



Radev, Sofia

Urlaubszeit

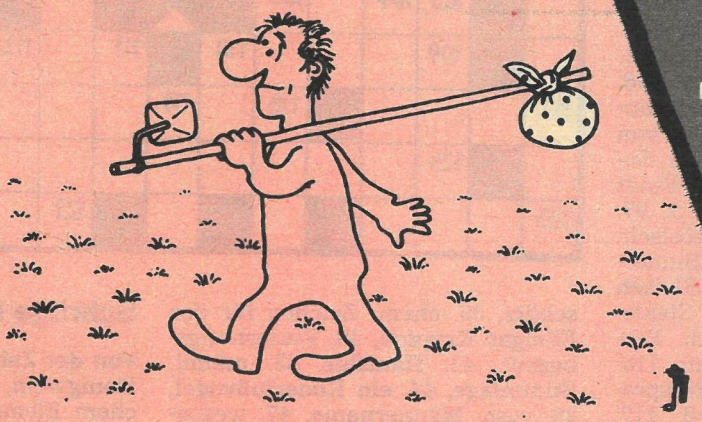
Unter Kiefern, Birken, Buchen
irgendwas und gar nichts suchen,
sich zerstreuen und sich sammeln,
abends durch die Kneipen gammeln.

Einer Schnecke Beine machen,
alle deine Siebensachen
einer holden Nixe schenken
und an sie und andre denken.

Tuscheln, fuscheln, Muscheln sammeln,
heftig was von Liebe stammeln
und sich nie mehr wiedersehn...
Urlaubszeit, wie bist du schön!

Lisa Jobst

Nekrassow, Moskau

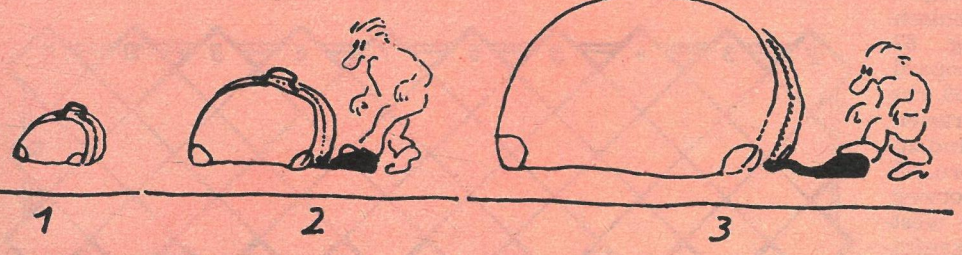


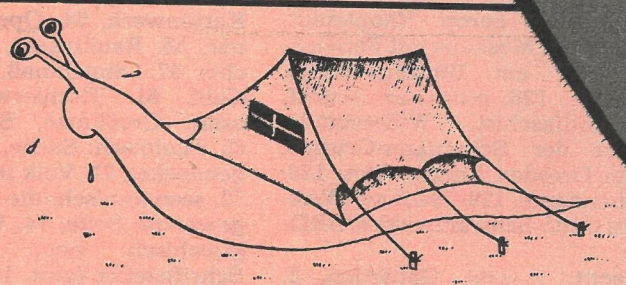
Milutka, Moskau

Nackte Tatsache?

Es ist wohl doch böswillige Verleumdung, wenn gemunkelt wird, Schriftsteller X sei nur deshalb zum FKK-Strand übergewechselt, weil es ihm schon seit Jahren an Stoff mangele.

Dörck





Pflocki, der sturmfeste Allwetterschneck von Radev

Durststrecke: Je näher die Herberge, desto länger der Weg.

daß er über eine gewisse Zeitreserve verfügte. Er stellte seine Reisetasche ab, zog die Baskenmütze von der schweißbedeckten Stirn und starrte auf die Bahnhofsuhr, als sei ihm ein Gespenst begegnet. „Das ist doch nicht möglich! Ich habe noch eine komplette halbe Stunde Zeit!" meinte er verwirrt. „Zweiunddreißig Minuten", ächzte ich zurück. Er lupfte wieder seine Manschette: „Nach meiner Uhr sind es noch einunddreißig Minuten! – Bitte, wie spät haben Sie es?" hielt er einen Vorübergehenden an. „Meine Uhr geht also eine ganze Minute vor!" Wieder zog er die Manschette hoch, stellte den Zeiger und anschließend die Reisetasche an einen anderen Platz. „Da habe ich mich nun abgehetzt", beklagte er sich bei mir, „aber ich fühle immer stärker, daß ich etwas ganz Wichtiges vergessen habe. Er versank in schweres Brüten. Noch nie hatte ich ihn so verwirrt gesehen. Die halbe Stunde, die da unerwartet über ihn hereingebrochen war, brachte sein Leben in Unordnung und ihn aus der Fassung. In seiner Ratlosigkeit schleppte er seine Tasche auf dem Bahnhof umher. Plötzlich stockte sein Fuß, seine Augen weiteten sich erschreckt. „Ich weiß ... ich weiß, was ich vergessen habe", stammelte er. „Ich habe meine Fahrkarte zu Hause gelassen." Die Aussicht, die überflüssige Zeit doch noch totschlagen zu können, belebte sein Gesicht, er wurde quicklebendig wie ein Fischlein, das lange auf dem Trocknen gelegen und nun in sein Element zurückgekehrt war. „Paß auf mein Gepäck auf! Noch einundzwanzig Minuten ist Zeit!" Er preschte davon. Mein Blick fiel auf seine Reisetasche und machte eine Entdeckung. Auf meinen Freund wartete zu Hause eine hübsche Überraschung: Er hatte seine Wohnungsschlüssel in der Reisetasche gelassen. So ein Prachtjunge! Sicher hat er sie absichtlich vergessen, um dem Rest der halben Stunde, die so heimtückisch über ihn hereingebrochen war, endgültig den K. o.-Schlag zu versetzen.

Dörck

Aus dem Russischen von A. Thomas

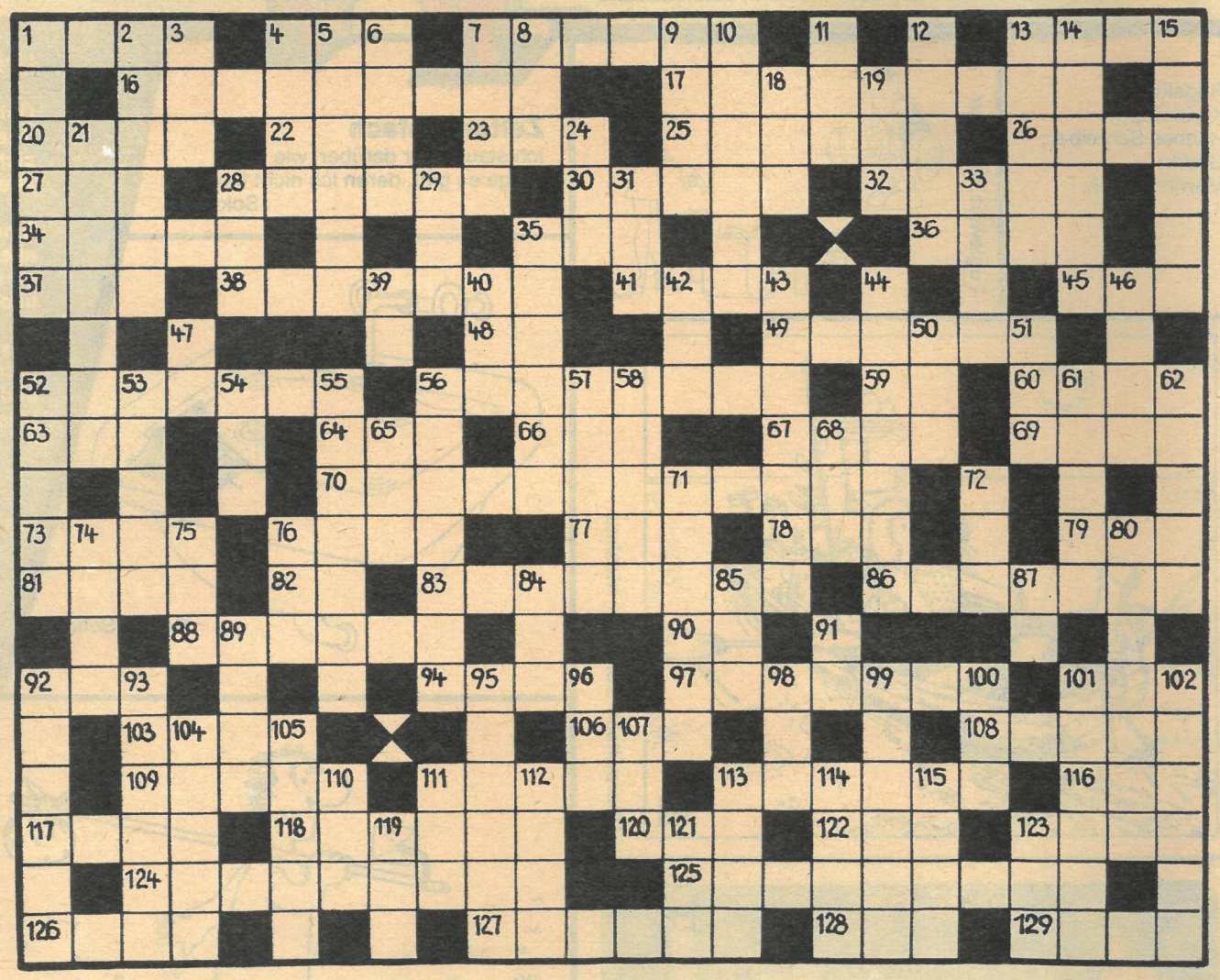
Brötchengeber: Ein freundlicher Nachbar ist mehr verwandt als ein Bruder. bulgarisch

★ RÄTSEL

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Mädchenname (Kurzf.), 4. japan. Heiligtum bei Osaka, 7. ein chem. Element, 13. Singvogel, 16. sowj. Filmschauspielerin („Anna Karenina"), 17. Mädchenname, 20. russisch: Tisch, 22. russisch: drei, 23. Stadt im Erzgebirge, 25. Nebenfluß des Tiber, 26. Ausflug zu Pferd, 27. Nebenfluß des Ob, 28. französisch: Haus; Firma, 30. ein Gesellschaftstanz, 32. Singvogel, 34. Flachland, 35. Nische vor Hochgebirgswänden, 36. Name der Elbe i. d. CSSR, 37. geolog. Stufe der alpinen Trias (Erdmittelalter), 38. mittelitalien. Landschaft, 41. Farbe, 45. Mädchenname, 48. sowj. Flugzeugtyp, 49. Name für den Storch, 52. Mädchenname, 56. berühmter Knabenchor (1212 in Leipzig gegründet), 59. französ. Artikel, 60. Anruf auf See, 63. Abschnitt der Bühnenwerke, 64. europ. Inselbewohner, 66. svw. ungebraucht, 67. Nebenfluß der Angara, 69. Maßeinheit des Drucks, 70. Sammelbezeichnung für alle Formen der erzählenden Literatur, 73. algerische Hafenstadt, 76. Weinernte, 77. Abk. für europäisch, 78. Mädchenname, 79. japan. Maler des 13. Jh., 81. Sinnesorgan, 82. sowj. Flugzeugtyp, 83. Sternbild des nördl. Himmels, 86. Dichter der deutschen Frühromantik (1772–1801), 88. Ort südöstl. von Minsk, 90. Niederschlag beim Boxen (Abk.), 92. marokkan. Stadt östl. von Rabat, 94. Zahlwort, 97. Stufengestell, 101. französisch: Salz, 103. Küstenschiff, 106. Sinnesorgan, 108. getrocknetes Fleisch der Kokosnüsse, 109. sowj. Staatsmann (1886–1934), 111. türk. Provinzhauptstadt in Kleinasien, 113. oberitalien. Stadt (i. d. Landessprache), 116. Rhône-Nebenfluß, 117. Musikzeichen, 118. Backtrog; (in Berlin: Glas Bier, Mz.), 120. mehlartiges Mineral, 122. weibl. Schwein, 123. europ. Hauptstadt, 124. Stadtteil Moskaus mit Fernsehturm, 125. ein Binsengewächs, Hainsimse, 126. ethischer Begriff, 127. antifaschist. Widerstandskämpfer der Schumann-Gruppe, 1945 in Dresden hingerichtet, 128. Mädchenname, 129. Stadt am Westfuß des mittl. Schwarzwaldes/BRD.

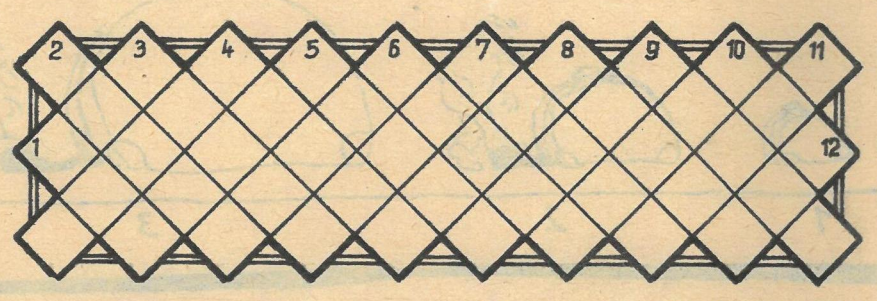
Senkrecht: 1. svw. Gebärden, 2. Stoff, der trotz gleicher Summenformel wie ein anderer Stoff andere physikal. und chemische Eigenschaften zeigt, 3. sowj. Schachgroßmeister, 4. griech. Buchstabe, 5. Stern im Sternbild Großer Hund, 6. altgriech. Küstenlandschaft, 7. russ. Männername, 8. Opern- und Konzertsänger der DDR, 9. Industriestadt im Gebiet von Tscherkassy, 10. Wäscherolle, 11. nord. Männername, 12. ein Wahrzeichen Moskaus, 13. Abbauraum im Bergwerk, 14. Teil des Bruches, 15. Netzhaut des Auges, 18. spanisch: Fluß, 19. Zitatensammlung, 21. westsibir. Stadt im Gebiet von Tjumen, 24. griech. Buchstabe, 28. Honigwein, 29. Großmutter, 31. svw. Schlimmes, Böses, 33. altsemitisches Königreich in Südarabien, 35. Geschütz, 39. chem. Zeichen für das Edelgas Krypton, 40. Entfernungsbegriff, 42. Hausflur, 43. männl. Stimmlage, 44. ein Ruderfußvogel, 46. russ. Männername, 47. westsibir. Strom, 50. Kurzwort für die Baikal-Amur-Magistrale, 51. Hinweis, 52. griech. Sagenheld, 53. Kartenwerk, 54. Operette von Lehár, 55. Raubinsekt, 56. Fernsprecher, 57. Längenmaß, 58. lateinisch: Gold, 61. Tischlerwerkzeug, 62. asiat. Großkatze, Schneeleopard, 65. lateinisch: Sache, Ding, 68. Augendeckel, 71. Volk in Vorderasien, 72. seemännisch: die dem Wind zugewandte Seite, 74. Wut, Zorn, 75. griechisch: neu, 76. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 80. westafrikan. Republik, 84. Trockenfutter, 85. mißliche Lage, 87. Flächenmaß, 89. großes Gewässer, 91. Abk. für Aktiengesellschaft, 92. Hauptstadt der Kirgisischen SSR, 93. Kreisausschnitt, 95. Stadt östl. von Ulan-Bator, 96. französisch: nein, 98. Wappenvogel, 99. Oper von Verdi, 100. Abk. für Eisenhüttenkombinat Ost, 101. altgriech. Stadtstaat, 102. tschech. Schriftsteller (1888–1965), 104. Weideland, Grünfläche, 105. längere Prosaerzählung, 107. Hecke; Waldgrundstück. 110. korean. Währungseinheit, 111. arabischer Männername, 112. span. Ortschaft südl. von Pamplona, 113. küstennaher Ort im S Thailands, 114. Lasttier, 115. Blechblasinstrument, 119. Abk. für Lastkraftwagen, 121. Zeitmesser, 123. Drehpunkt.



Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Honigwein, 2. inneres Organ, 3. ein chem. Element, 4. Hochland in Zentralasien, 5. Längenmaß, 6. Wäschestück, 7. Krach, Lärm, 8. breiartige Masse, 9. umgangssprachlich svw. alter Wagen, 10. Hafenstraße.

Von der Zahl nach links unten: 3. Samuel (Kurzf.), 4. kalkreicher Ton, 5. im Altertum ionische Handelsstadt a. d. Küste Kleinasiens, 6. Bewegungsform der Materie, 7. Teilbeträge, 8. Postsendung, 9. Stamm von Nachwuchskräften, 10. Hauptstadt der Tatarischen ASSR, 11. Stadt i. d. Estnischen SSR, 12. europ. Inselbewohner,

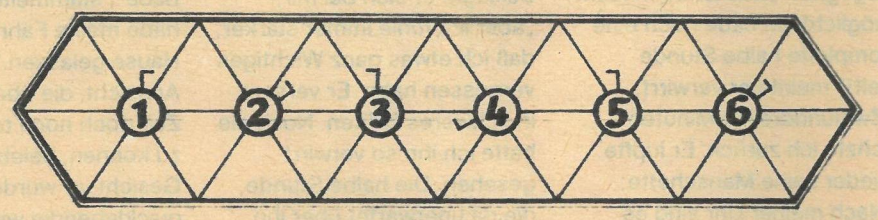


Wabenleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:

1. umgangssprachlich svw. kleine Verrücktheit, 2. Kreisstadt im Bezirk Leipzig, 3. Staat im Innern Ostafrikas, 4. Gestalt der Französischen Revolution, 5. Weihnachtsgebäck, 6. Kreisstadt im Oderbruch (Bez. Frankfurt/O.).

Die Buchstaben in den oberen Feldern – von 1 bis 6 – ergeben den Namen der Hauptstadt der Kirgisischen SSR.



Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure: Günter Bonow, Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche;
Redaktionssekretär:
Barbara Schablinski

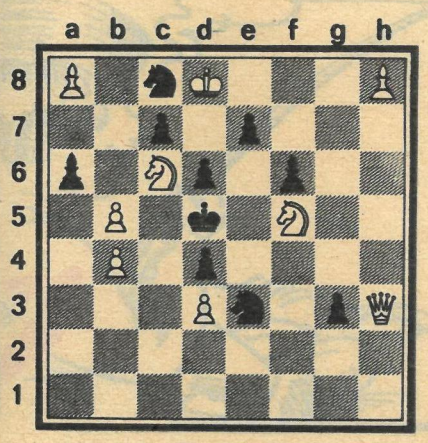
Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke l. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb, Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

SCHACH

Aufgabe von B. Nasarow (UdSSR)
2. Preis „Schachmaty w SSSR", 1949
Matt in 3 Zügen



Magisches Quadrat

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

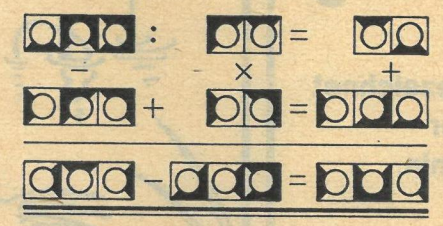
Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. Teil des Kircheninnern, 2. weibl. Gestalt aus der Operette „Der Bettelstudent", 3. nordafrikan. Hauptstadt, 4. Belagerungsmaschine (Sturmbock) des Mittelalters, 5. Einteilungsbegriff.

Silbenleiste

1	3	5	7	9	11	13	15
2	4	6	8	10	12	14	16

Je zwei Wörter haben eine gemeinsame Mittelsilbe, die – von links nach rechts gelesen – den Titel einer Oper von Richard Strauss ergeben:
1–2 = Klavier, 3–4 = trop. Schlingpflanze, 5–6 = französ. Schriftsteller („Die Glocken von Basel"), 7–8 = svw. Wunder, Wunderwerk (latein.), 9–10 = Raubinsekt, 11–12 = listenförmige Aufstellung, 13–14 = oberitalien Stadt i. d. Landessprache, 15–16 = eine gefüllte Fleischrolle.

Raten und Rechnen

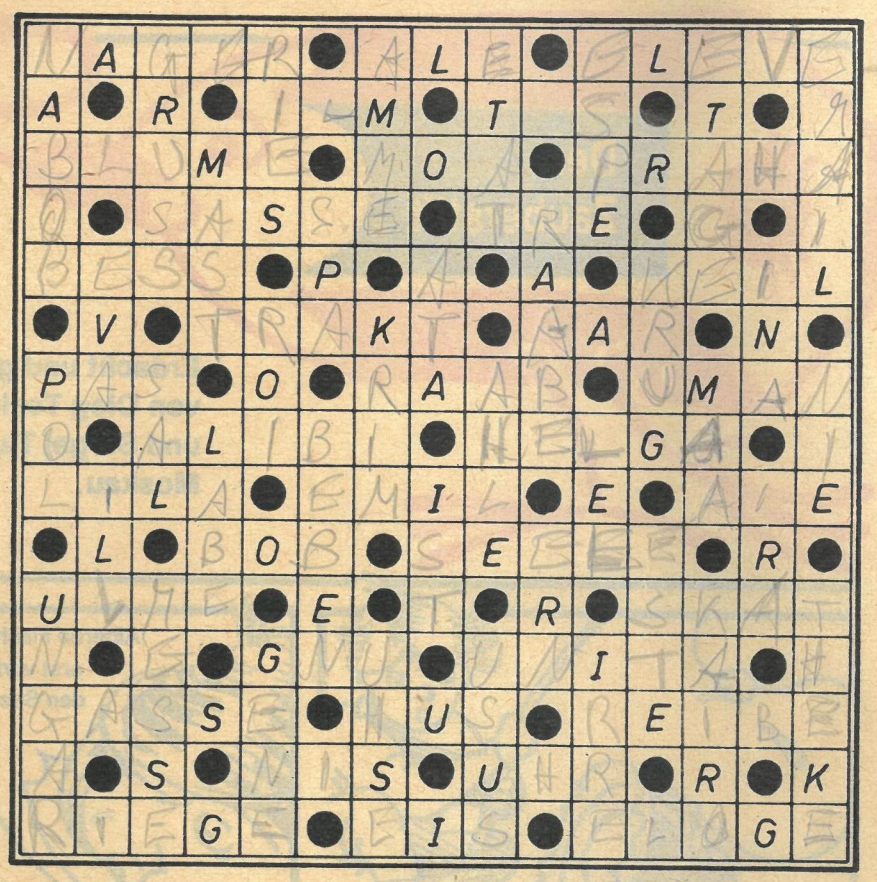


Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.

Füllrätsel

1	L	A	T		
2		L	A	T	
3			L	A	T
4				L	A	T

1. Zaunteile, 2. ein Edelmetall, 3. Region und Stadt in Südostrumänien, 4. früheres burgundisches Teilreich.



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. engl. Biersorte, 2. Wappenvogel, 3. Abwesenheitsnachweis, 4. Nährmutter, 5. ein Scheuerpulver, 6. Schuhmacherwerkzeug, 7. svw. blühende Pflanze, 8. Titelgestalt einer Oper von Gershwin, 9. Sportschlitten (Kurzw.), 10. Erderschütterung, 11. Schüler, 12. Titelgestalt bei Kästner, 13. Gefrorenes, 14. Lobrede, 15. weibl. Operngestalt aus „Die Meistersinger von Nürnberg", 16. Haushaltsplan, 17. Hausflur, 18. Zitterpappel, 19. Bewohner einer SSR im W der Sowjetunion, 20. Stockwerk, 21. Arno-Nebenfluß, 22. Glasschmelzfluß, 23. Antilopenart, 24. kleine enge Straße, 25. Höflichkeitsbezeigung, 26. Erbanlagenträger, 27. Mädchenname, 28. tschech. Reformator (1370–1415), 29. Fluß in Thüringen, 30. Rhein-Nebenfluß, 31. Erfüllungsstand, 32. Ausweglosigkeit, 33. poln. Ostsee-Küstenfluß, 34. Spaltwerkzeug, 35. sowj. Schwarzmeer-Halbinsel, 36. kannenähnl. Gefäß, 37. afrikan. Hauptstadt, 38. Farbton, 39. Windschatten, 40. Name der Elbe i. d. ČSSR, 41. Operngestalt aus „Schneeflöckchen", 42. ausgestorbener Riesenvogel Neuseelands, 43. Musterschau, 44. Hauptstütze der Takelage auf Segelschiffen, 45. Zeichen, 46. umfangreichste Ordnung der Säugetiere, 47. jugoslaw. Stadt in Serbien, 48. svw. steinreicher Mann, 49. Verneinung, 50. europ. Hauptstadt (i. d. Landessprache), 51. Tanzschritt, 52. Drehpunkt, 53. Donau-Nebenfluß, 54. Küchengerät, 55. Turnerabteilung, 56. altes Papierzählmaß, 57. französisch: König, 58. deutscher Schriftsteller (gest. 1910), 59. Hasenlager, 60. Psyche, 61. ein Kartenspiel, 62. Don-Nebenfluß, 63. Badeort in Belgien, 64. Fluß zum Ob-Busen, 65. lateinisch: drei, 66. Straßenzug; Gebäudeteil, 67. Schanktisch, 68. Stadt i. d. Ukrainischen SSR, 69. Laubbaum, 70. Zentralorgan der KP Italiens, 71. Zeitmesser, 72. Bewohner einer europ. Volksrepublik, 73. DDR-Schriftsteller („Leutnant Bertram"), 74. herkömmlicher Brauch.

Auflösungen, Heft 14/1984

Kreuzgitter, Waagerecht: Auster (6), Symbiose (73), Ali (2), Stil (75), Iwanow (31), Skalpell (70), Erde (25), Hai (27), Alba (11), Alm (15), Stella (77), Rue (65), Nerl (51), Test (83), Re (63), Askari (9), Real (67), Tambow (81), Omo (56), Theo (85), Omar (54), Altan (7), Lena (40), Arni (13), Strip (79), Reue (69), Toga (87), Ozu (58), Iraden (29), Mole (46), nervös (49), As (1), Lack (38), Bela (18), Kai (32), Kanone (34), Akt (16), Kerf (36), Tor (82), Marc (44), Oleander (60), Nische (47), Mann (42), Nei (53), Anatomie (4), Spinne (71).
Senkrecht: Umweltschutz (88), Tand (84), RAW (62), Sisal (78), Moa (45), Isparta (30), Otelu (61), Silber (80), Ella (26), Arm (5), Oeser (57), Kilt (37), Hel (28), Triton (86), aero (12), Napoli (48), Sewan (76), Eton (24), Oma (59), Lot (39), Amara (10), Braue (19), Maiglöckchen (43), Litera (41), Epila (23), Rennen (68), Sosa (72), Rum (64), Ede (21), Reck (66), Olifant (55), Elemi (22), Skelan (74), Kate (33), Bor (17), Arena (8), Norne (50), Arc (3), Koma (35), Asti (14), Dom (20), Nis (52).

Raten und Rechnen:

5950	–	4284	=	1666
+		:		–
1326	+	126	=	1452
7276	:	34	=	214
–		×		+
1851	+	96	=	1947
5425	–	3264	=	2161

Vom Kern zum Wort: 1. Nessebar, 2. Odenwald, 3. Wallonen, 4. Orangeat, 5. Saalfeld, 6. Tamburin, 7. Internat. – Nowosti.
Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Alge, 3. Nobi, 4. None, 5. Nofretete, 8. Sumatera, 11. Ate, 12. Batzen.
Senkrecht: 1. Albino, 2. Menetekel, 4. Note, 6. Fregatte, 7. Kasuare, 9. Mate, 10. Rabatte.
Füllrätsel: 1. Nansen, 2. Ananas, 3. Panama, 4. Signal, Retina.

Quiz 6 aus Heft 12/1984

Waagerecht: 1. Ast, 4. Baikalrobbe, 11. Aale, 15. Tüll, 16. Land, 17. Rummel, 18. Tor, 19. Adolar, 21. Eton, 24. Tani, 26. Omul, 27. Samara, 29. Tis, 30. Strasse, 35. Akaba, 37. Sonatine, 40. Lauta, 41. Fugen, 43. SAS, 45. iga, 46. Ulm, 47. Liese, 49. Indien, 53. Ambra, 54. Bambus. 57. Nana, 60. Stan, 62. Eisenstein, 67. Rade, 70. Soll, 72. Grabar, 75. Kanal, 77. Eterna, 81. Zeile, 82. Res, 84. Rio, 86. Ora, 87. Meere, 89. Tiara, 91. Istanbul, 94. Stern, 95. Spasski, 97. Rai, 98. Eremit, 101. Rita, 102. Ella, 104. Riga, 105. Revier, 107. Glieder, 111. Nadine, 112. Hain, 114. Ural, 115. Nora, 116. Eier, 117. Kardiogramm, 118. Selenga.
Senkrecht: 2. Stoss, 3. Tür, 4. Blamage, 5. Isolani, 6. Ala, 7. Lars, 8. Rn, 9. Odem, 10. Ernani, 11. Amt, 12. Amati, 13. Leningrad, 14. Elise, 20. Duke, 22. TASS, 23. Oro, 25. Rat, 28. Alse, 30. Slums, 31. Tal, 32. Rumba, 33. Salm, 34. Efeu, 36. AfD, 38. Aga, 39. Tamara, 42. Ussel, 44. Anni, 48. Ibis, 50. non, 51. Ist, 52. AN, 55. Angara, 56. As, 58. Anger, 59. Aral, 61. Transalai, 63. Iler, 64. Ehe, 65. Sen, 66. Er, 68. Arras, 69. Essai, 71. Ob, 73. Ries, 74. Beta, 76. Lin, 78. Tati, 79. Ras, 80. Amerika, 81. Zentrum, 83. Erk, 85. Oberek, 86. Oleg, 88. Erie, 90. Ismene, 91. Irene, 92. Tilde, 93. Uri, 96. Pelle, 99. Mahd, 100. Trio, 103. Air, 106. eng, 107. Gas, 108. Don, 109. Erg, 110. RaA, 113. Ai. – **Lösungswort:** „Blaue Perle Sibiriens".

Es gewannen:
1. Preis 100,– M M. Richter, 7154 Miltitz
2. Preis 75,– M F. Philipp, 8701 Friedersdorf
3. Preis 50,– M G. Koch, 1140 Berlin
4. Preis 25,– M H.-D. Pahlke, 1280 Bernau

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

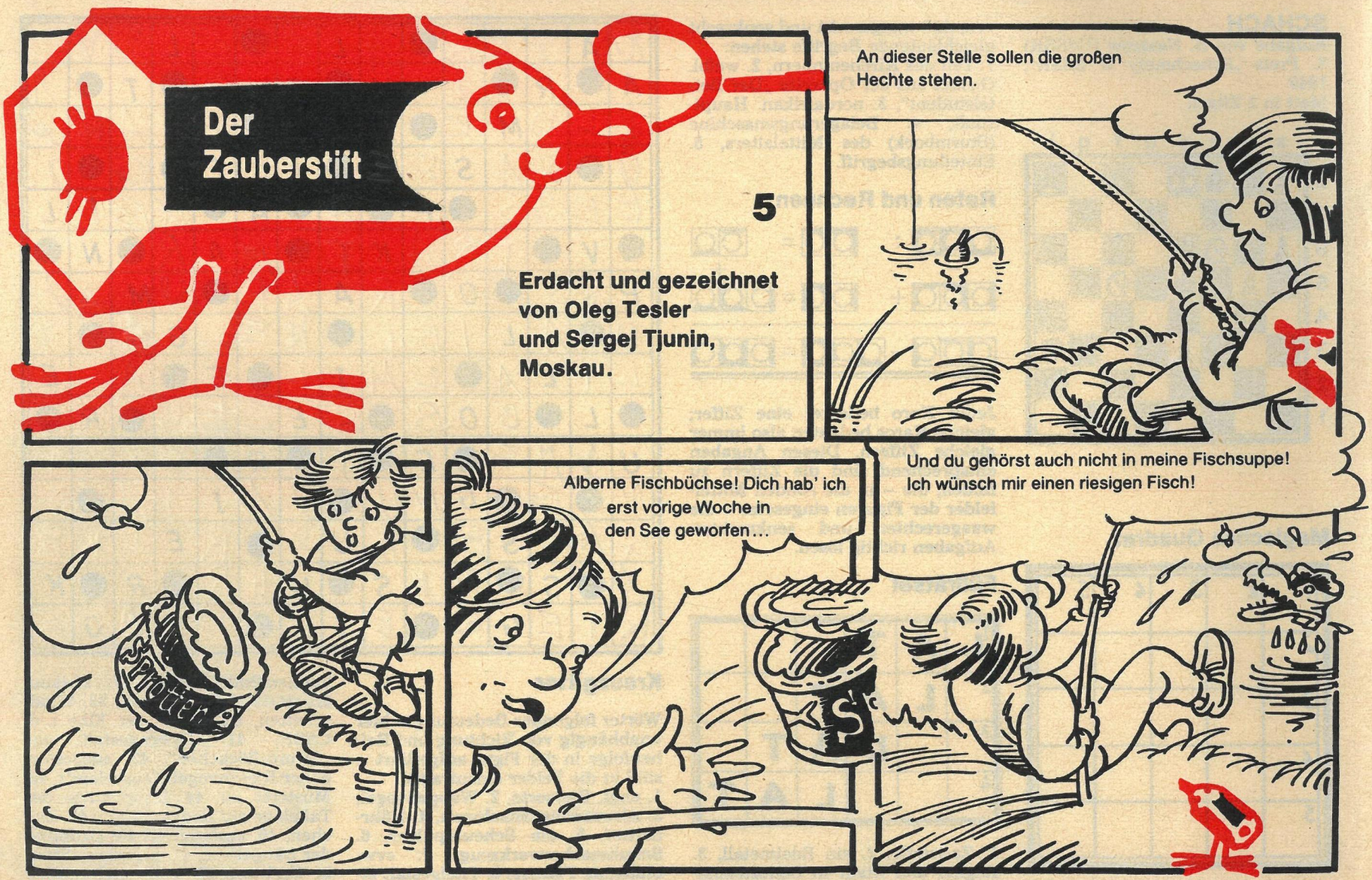
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

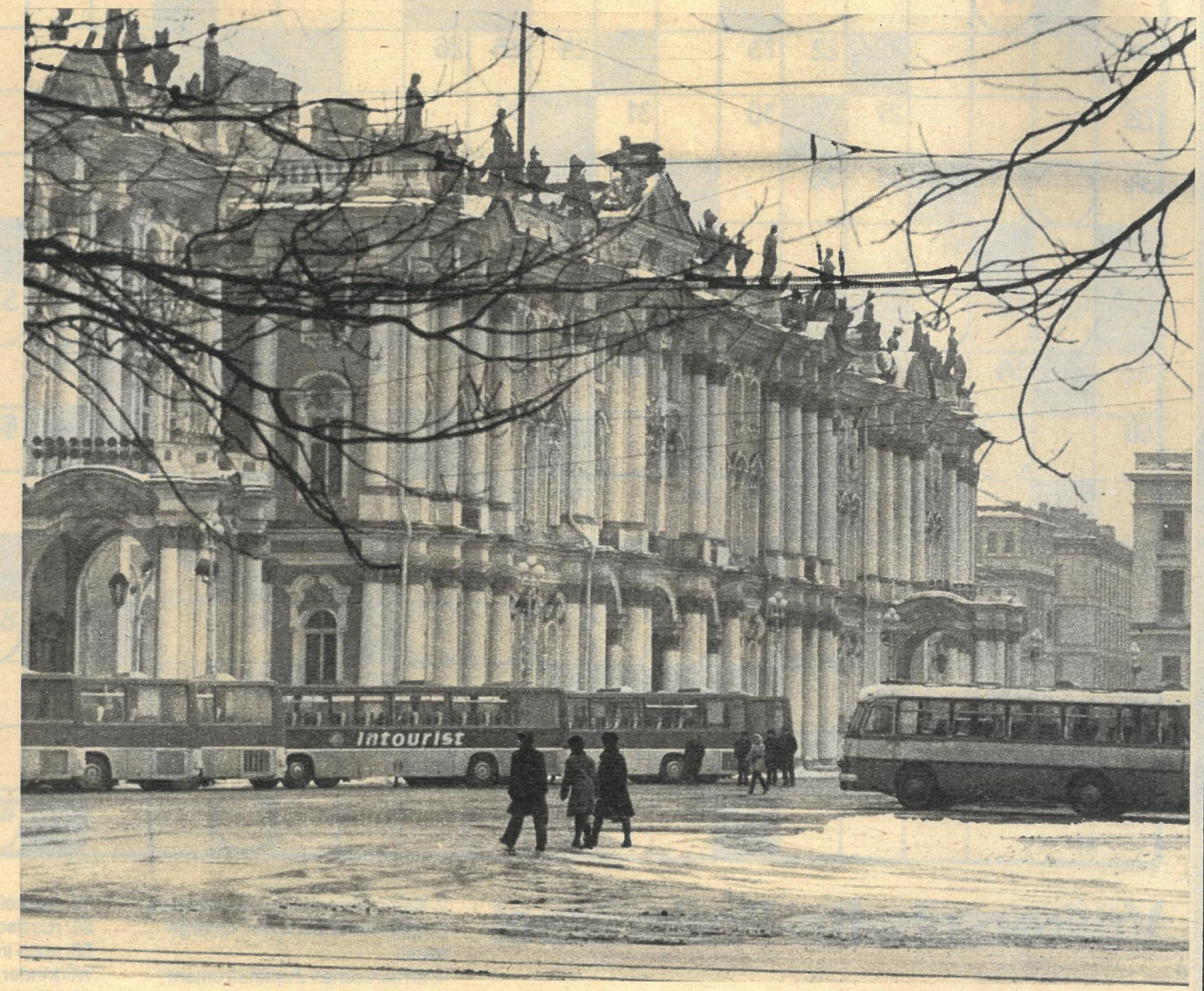
Der Zauberstift

5

Erdacht und gezeichnet von Oleg Tesler und Sergej Tjunin, Moskau.



FREIE WELT - Solidaritätstombola



Liebe Leser! Wieder möchten wir mit Ihnen gemeinsam die große Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten auf dem Alexanderplatz am 31. August 1984 vorbereiten. Wie im vergangenen Jahr bieten wir Ihnen unsere FREIE WELT-Solidaritätstombola. Wir denken dabei besonders an alle, die uns nicht an unserem Stand auf dem Alex besuchen können.

Das alles können Sie gewinnen:

- Zwei Silvesterreisen nach Leningrad 1984
- Zwei Winterreisen nach Jalta auf der Krim (Januar bis April 1985) (Bei Bedarf steht jeweils eine zusätzliche Reise für einen Partner auf eigene Kosten zur Verfügung.)
- Viele originelle Souvenirs aus Freundesland

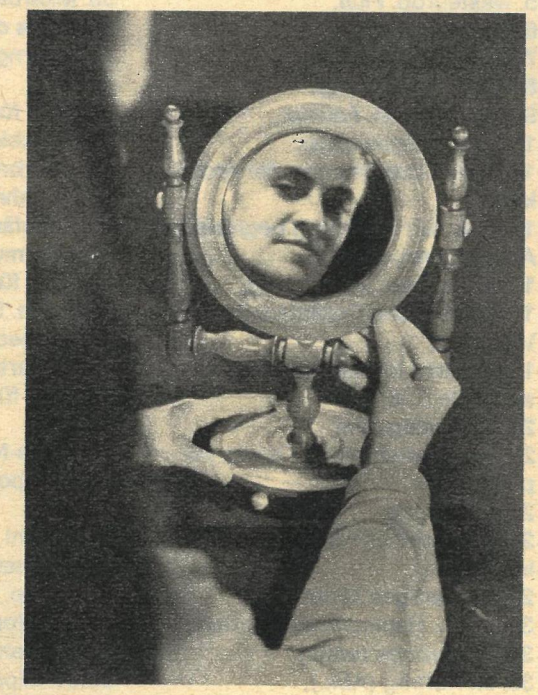
So können Sie teilnehmen:

Überweisen Sie bitte einen Geldbetrag von mindestens 2 Mark auf das

Postscheckkonto Berlin
7199-68-17717
Kennwort: FREIE WELT
Solidarität 1984

Kleben Sie bitte den Einzahlungsbeleg auf eine Postkarte, schreiben Sie auch hier das Kennwort dazu und schicken Sie die Karte an:

Redaktion FREIE WELT
1056 Berlin
Postfach 9.



Unsere Tombolagewinne

Eine Auswahl: Zwei Silvesterreisen nach Leningrad – die Ermitage (Foto oben) steht sicherlich auf dem Besichtigungsprogramm; der hölzerne Spiegel ist eine polnische Drechslerarbeit; das Bordürentischtuch wurde in einer ungarischen Werkstatt hergestellt; der Plüschaffe kommt aus der tschechoslowakischen Spielzeugindustrie; die Matrjoschkas sind – natürlich aus der Sowjetunion.

Oder

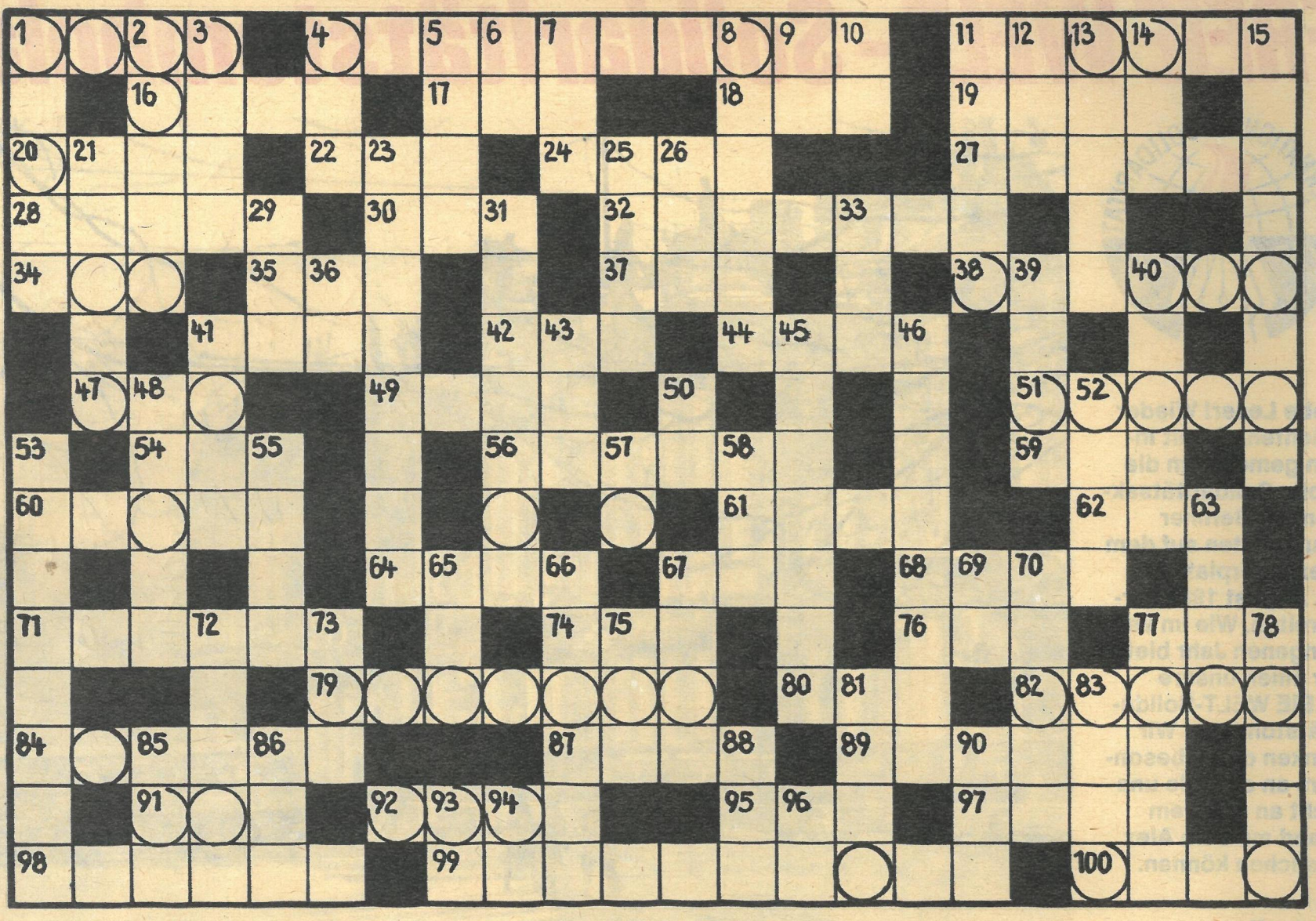
schicken Sie eine Spende für unser Verkaufsangebot am FREIE WELT-Stand auf dem Alex: Andenken, Handarbeiten, Bücher ... Adressieren Sie Ihre Sendung an:

Redaktion FREIE WELT
1056 Berlin
Postfach 9.

Jeder Einzahlungsbeleg über mindestens 2 Mark und *jede Geschenksendung* kommen in die Auslosung. Sie erfolgt am 31. August 1984. Die Gewinner werden im September in der FREIEN WELT veröffentlicht.

Helfen Sie mit, liebe Leser, damit die traditionelle Solidaritätsaktion auch in diesem Jahr wieder ein voller Erfolg wird. Machen Sie mit bei der Solidaritätstombola der FREIEN WELT!

Fotos: Alfred Paszkowiak, Volker Hohlfeld (2)



Völkerschafts-Preisrätsel

Waagerecht:
1. Feier, Fete,
4. tuwin. Kreis mit Kamelzucht-Sowchos,
11. Radsportler mit Schrittmacher,
16. altröm. Gewand,
17. indonesische Insel nördl. Australiens,
18. verheerende Hochwasserwelle,
19. Ort im NW der Indischen Union (nördl. von Jammu),
20. stechendes Pflanzengebilde,
22. Badeort in Belgien,
24. deutscher Maler (1880–1916),
27. innerdienstlich, vertraulich,
28. Ort im S Nigerias,
30. Baumteil,
32. Hauptstadt des Iran,
34. sehr feucht,
35. Ort und Fluß im NW Kasachstans,
37. Straußenvogel,
38. beim Zeichnen oder Schreiben gezogene Linie,
41. Vorname des Komponisten Chatschaturjan,
42. südeurop. Hauptstadt,
44. unvergorener Fruchtsaft,
47. Elementarteilchen,
49. Schlafmöbel,
51. Hauptstadt Tuwiniens,
54. spanisch: Fluß,
56. ein in Tuwinien gefördertes Buntmetall,
59. Abk. für: am angeführten Ort,
60. Gußform,
61. westalgerische Hafenstadt,
62. Abk. für: Kreisnaturschutzbeauftragter,
64. holländ. Männername,
67. ein Scheuerpulver,
68. Zarenerlaß,
71. svw. Krach,
74. Körperteil,
76. Sinnesorgan,
77. griech. Buchstabe,
79. svw. Mitte,
80. schlangenart. Speisefisch,
82. Erdteil,
84. altägypt. Gott,
87. europ. Inselvolk,
89. Ort nordöstl. von Güstrow,
91. Kurzform von Benjamin,
92. italienisch: Schluß, Ende,
95. Arno-Nebenfluß,
97. fruchtbarer Wüstenstrich,
98. oberägypt. Ruinenstätte,
99. Schamane im tuwin. Märchen,
100. Ort südl. von Istanbul.

Senkrecht:
1. sowj. Schriftsteller („Ein ungewöhnlicher Sommer"),
2. Edelsteinimitation aus Bleiglas,
3. fellgefüttertes tuwin. Obergewand,
4. armenisches Zupfinstrument,
5. westeurop. Fluß,
6. Flächenmaß,
7. Moskauer Kaufhaus,
8. tuwin. Behausung,
9. südamerikan. Faultier,
10. sowj. Flugzeugtyp,
11. innere Drehimpulse der Atomkerne,
12. Abk. für: technisch begründete Arbeitsnorm,
13. eine chem. Verbindung,
14. küstennahe Großstadt im S Vietnams,
15. Material für Barrenholme, Besenstiele u. ä.,
21. Kurzhalsgiraffe,
23. Hauptschöpfer des tuwin. Alphabets,
25. Lufthauch,
26. Dosiseinheit für Röntgenstrahlung (Abk.),
29. mehlartiges Mineral,
31. tuwin. Hammelfleischgericht,
33. Vorgebirge (arab.),
36. im Auftrag (Abk.),
39. Begründer der tuwin. Literatur,
40. altgriech. Sagenheld,
41. Berg i. d. Pyrenäen Frankreichs,
43. griech. Vorsilbe, das Ohr betreffend,
45. Stadt i. d. ČSSR a. d. poln. Grenze,
46. Gebirge im S Tuwiniens,
48. Auszeichnung,
50. russisch: ja,
52. auch in Tuwinien gezüchtete Wildrinder,
53. Mitarbeiterin des Gebietsparteikomitees der Tuwinischen ASSR,
55. Operngestalt aus „Eugen Onegin",
57. Abk. für: Blutsenkung,
58. Senkblei,
63. Überbringer,
65. Vorfahr,
66. Zahnfäule,
67. Nährmutter,
69. Abk. für: Kulturhaus,
70. tuwin. Branntwein,
72. altgriech. Hauptstamm (gründete Sparta),
73. Abk. für: Langzeitspeicher (der EDV),
75. Maas-Nebenfluß,
77. Komponist der Oper „Dantons Tod",
78. Furcht,
81. Wasserstelle südöstl. von Berbera/Rep. Somalia,
83. Kurzform von Susanne,
85. Küstenstadt im SW der Insel Luzon/Philippinen,
86. Donaunebenfluß,
88. russ. Abk. für: Neue Ökonomische Politik,
90. französisch: König,
93. ein Kama-Nebenfluß,
94. chem. Zeichen für Natrium,
96. Maßeinheit der Energie (veraltet).

preisrätsel zur Verfügung gestellt.) Und man hatte uns erzählt, daß so, wie Arbai-ool Chertek, lange Zeit auch die Wissenschaftler gedacht hatten. Dann aber wurde 1975 auf Initiative des Ministeriums für Kultur der Tuwinischen ASSR und des Nowosibirsker Staatlichen Konservatoriums eine Forschungsgruppe zusammengestellt, die das Phänomen des Zweilautgesangs erforschen sollte. Das Ergebnis exakter Untersuchungen der Stimmorgane und des Kehlkopfes mit Hilfe eines Laryngoskops war, daß der Stimmapparat tuwinischer Zweilautsänger sich anatomisch nicht von denen anderer Menschen unterscheidet. Allerdings wurde ein bisher unbekannter Mechanismus des Stimmapparates beim Zweilautgesang feststellt. Danach bilden sich im Kehlkopf beim Herauspressen der Luft zwei Verengungen. Die untere wird normal von den Stimmbändern gebildet, die obere Verengung entsteht, wenn Kehlkopfknorpel und Kehldeckel sich nähern, die Stimmbänder abdecken, und in der Mitte nur eine Öffnung von 1 bis 1,5 Millimetern frei bleibt.

Allzu sachlich hört sich das für den mich tief bewegenden Gesang an, der aus der Steppe zu uns herüberklingt. Da glaubt man einen Dudelsack zu hören, ein Waldhorn, eine Maultrommel, eine Querrohrflöte… Die Tuwiner selbst nennen den Gesang Chöömej – Kehlkopfgesang.

Jahrhundertealt ist die Tradition, die die Väter verpflichtet, die Kunst des Zweilautgesangs an die Söhne weiterzugeben. Als dem Vater Arbai-ool Cherteks die Forschungsergebnisse zu Ohren gekommen waren, begann er aufs neue mit seinem Sohn zu üben. Heute ist Arbai-ool Chertek ein begabter Zweilautsänger, sogar berufsmäßig am Musikalisch-Dramatischen Theater in Kysyl. Übrigens: Nur in Tuwinien beherrschen heute nicht mehr nur die Söhne die Kunst des Zweilautgesangs, sondern inzwischen auch schon die Töchter.

Wir verlassen jetzt die asphaltierte Straße, und mehr oder weniger querfeldein geht es noch kilometerweit durch Waldesschneisen und über von Stein zu Stein sprudelnde Bäche hinauf zum Hirtenehepaar Oorshan.

Zu Gast in einer Jurte

Sie versorgen bei Don-Teresin, hoch oben in den Bergen, dreihundertvierzig Yaks; für ihren persönlichen Bedarf tummeln sich hier außerdem Schafe und Ziegen.

Weiß ist die Jurte, die das Hirtenehepaar Oorshan bewohnt. Einst erkannte man schon an der Farbe, ob in der Jurte jemand lebt, der satt zu essen hatte oder nicht. Denn die Jurte eines Reichen war mit weißem Filz gedeckt, die des Armen mit schwarzem. Gut, daß sich vor mir schon der deutsche Forschungsreisende Otto Mänchen-Helfen blamiert hatte, als er fragte, warum denn nur die Reichen weißen Filz herstellten. Er schreibt in seinem 1931 erschienenen Buch „Reise ins asiatische Tuwa“: „Die Tuwiner haben mich gehörig ausgelacht. Jeder Filz ist ursprünglich weiß. Der schwarze Filz ist nur schwarz geworden durch Rauch und Schmutz. Der Arme kann eben die Jurtendecken nicht so oft erneuern.“

Ob in Jurte oder Haus, grundsätzlich wirst du in Tuwinien mit Milchtee bewirtet, dem eine Prise Salz beigemengt ist; der Tee ist Ziegeltee, vor der Zubereitung wird er in einem Mörser zerstampft. Kommt man nur auf einen Sprung, steht Boorsak zum Zugreifen da. Das ist in Fett gesottenes Gebäck aus einem Teig von Mehl, Wasser, Butter und etwas Salz. Oft stellt man auch noch Zucker dazu und Trockenquark. Kommt ein besonders lieber oder weitgereister Gast, dann muß unbedingt ein Schaf dran glauben. Wir sind an siebentausend Kilometer weit gereist, also wird es gleich einen Hammel weniger auf der Welt geben. Indes er von hilfsbereiten Nachbarn geschlachtet, abgezogen, an einem kleinen Flüßchen gesäubert und zubereitet wird, habe ich Muße, mir die Jurte der Oorshans anzusehen. Sie ist neunwandig und – die Herrin des Hauses Dalgantschyk Oorshan, betont es deutlich – sehr geräumig, fast dreißig Quadratmeter groß. Den oberen Abschluß der Jurte bildet der Rauchöffnungsreifen. Heute ist es warm, die Tür steht auf, und der Rauch beißt nicht in die Augen. Im Winter kann man mit dem Rauch schon seine Plage haben.

In dem Rauchöffnungsreifen befinden sich die Dachstangen. Dieses Holzgerüst ist mit großen Filzstükken bedeckt, bei den Oorshans sind es ihrer neun. Ein quadratisches Filzteil, das während guten Wetters zurückgeschlagen werden kann, dient bei Regen, Kälte und zur Nacht zum Verschließen der Rauchöffnung; es hat die Funktion eines Fensters. Die Türen bestehen heute meist aus Holz, früher verdeckte eine Filzmatte den Eingang. Im Dör, der Tür gegenüber, stehen große bunt bemalte Truhen, tuwinisch sind es Abdyraa. Hier bewahrt man Kleidung und Felle auf, überhaupt alles, was für die Familie kostbar ist. Außerhalb der Hauptstadt begegnen einem der Tuwiner und die Tuwinerin noch heute in Nationaltracht: dem Tonn, ein mantelartiges, wadenlanges, mit Fell gefüttertes Obergewand für die kalte Jahreszeit, rechtsseitig zu schließen, in der Taille durch einen sehr langen Gürtel aus zusammengefaltetem Stoff gehalten. Die Sommerkleidung, der Deel, ist ähnlich im Schnitt, nur ungefüttert.

Waren die Truhen im Dör, dem Ehrenplatz, früher oft mit Heiligenbildern geschmückt, so sind sie heute meist blumen- und ornamentverziert. Bei den Oorshans zieren die Truhen und Schränkchen dreiteilige Spiegel, sechs an der Zahl. Was für eine eitle Familie… Dalgantschyk Oorshan lächelt: „So oft gucken wir da gar nicht hinein, aber wir finden es schön und – es ist modern.“

Modern ist auch, neben den Truhen Koffer jeder Größe zu besitzen, die übereinandergestapelt, ebenfalls Hab und Gut der Familie aufnehmen. Für mich sind diese Koffer offensichtlichste Utensilien dafür, daß Hirten und Viehzüchter oft „auf Reisen“ gehen. Heute sind die

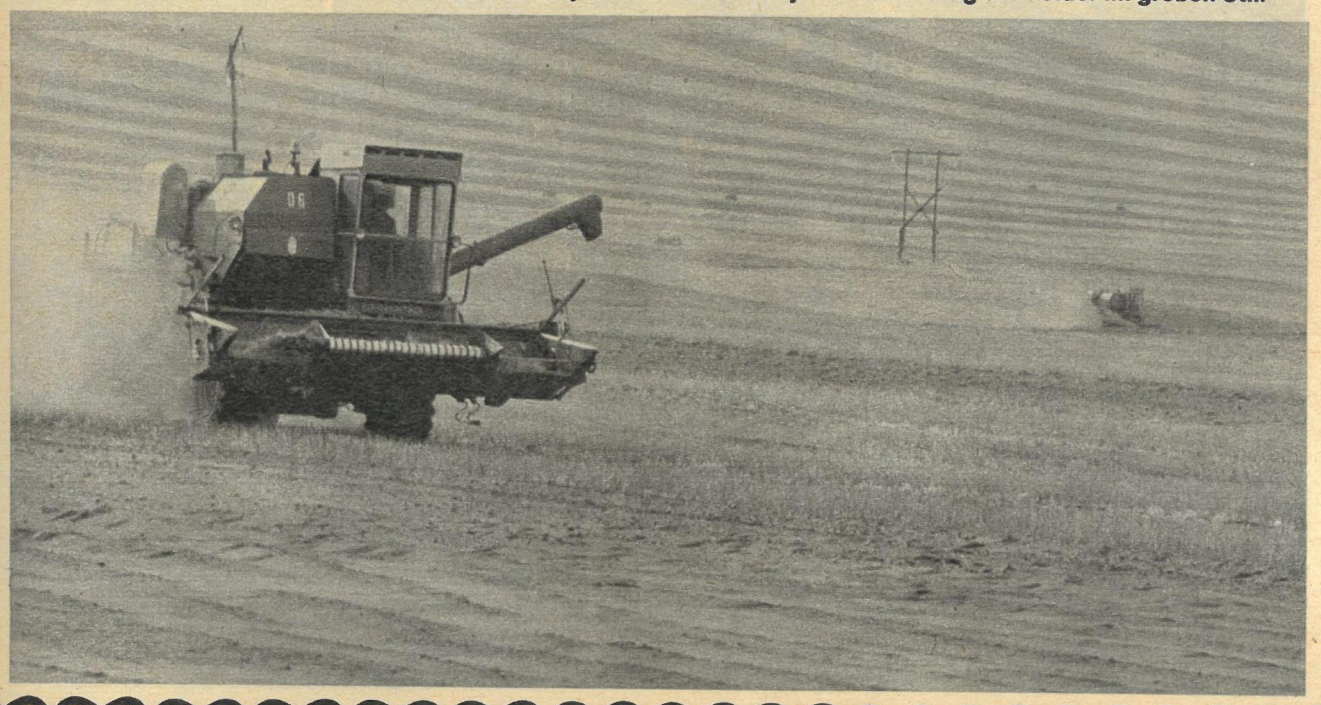
Zapfen einer Zirbelkiefer, oft fälschlich Zeder genannt, aber: Die sibirische Zeder ist keine echte Zeder.

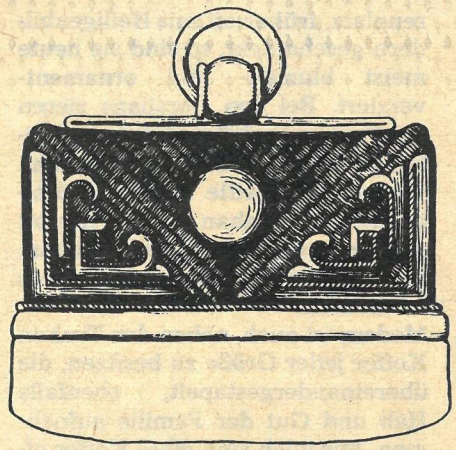
Tuwiner nicht mehr Nomaden im früheren Sinne. Sie leben sommers mit den Tieren auf den Weiden und wohnen winters in festen Siedlungen, die Tiere sind dann in Stallungen untergebracht. Auch die Oorshans haben im Ort Don-Teresin ein festes Haus, aber sie sind dort selten, denn die Tiere, die sie zu versorgen haben, fühlen sich auch im kalten, schneereichen Winter nur hoch oben in den Bergen so richtig yakwohl.

Die linke Seite der Jurte ist die Seite des Mannes. Hier werden Sattel und Zaumzeug, Waffen und Fallen aufbewahrt. Wenn es sehr kalt ist, finden dort auch die Jungtiere ein warmes Plätzchen.

Auf der rechten Seite sind Hausrat und Nahrungsmittel untergebracht, hängen Fleischstücke an den Stangen der Wandgitter und steht der aus geräuchertem Leder genähte Sack, in dem Butter zubereitet und Stutenmilch zu Kumys gegoren wird. Aus Kumys destilliert man Branntwein, den etwa zwölfprozentigen Araga. All das und dazu noch Bosha, das ist gekochter Chojtpak – eine Art Kumys aus Yak-, Schaf- und Ziegenmilch –, Smetana und im Mörser zerkleinerte Hirse mit Yakmilch übergossen, steht für uns bereit. Man bittet uns zuzugreifen, achtet aber ganz und gar nicht gastfreundlich-lästig darauf, daß wir in alles gleichermaßen „reinhauen“. Nur das erste Glas Araga, das möchte man doch gemeinsam austrinken – jeder wünscht damit jedem das Beste. Alle Speisen, die dir gereicht werden, erhältst du grundsätzlich mit der rechten Hand dargeboten. Nimm sie unbedingt mit der rechten Hand entge-

Nach Fertigstellung des Wasserkraftwerks von Sajano-Schuschenskoje: Bewässerung der Felder im großen Stil.





Feuerzeug (und Messer) hingen früher am Gürtel der Männerkleidung: Der Tonn hat keine Taschen.

gen, auch, wenn dir den Ursprung dieses Brauchs niemand erklären kann. Ganz tuwinisch ist es, beim Austausch der Speisen den rechten Arm mit der linken Hand leicht zu stützen.

In der Jurte der Oorshans stehen zwei Metallbetten. Die Enkelkinder kriechen zu Großvater und Großmutter mit ins Bett. Kommen die erwachsenen Kinder zu Besuch, die Oorshans haben derer acht, so macht man es sich mit warmen Fellen auf dem mit Teppichen ausgelegten Boden bequem.

In der Mitte der Jurte befindet sich unter der Rauchöffnung der Herd, der einst aus drei Herdsteinen bestand (und meist kräftig rußte), später aus einem eisernen Gestell, auf dessen Ständern der Kessel auflag. In den Jurten hat man heute transportable Öfen. Der Herd und das Feuer – das war bei vielen Völkern so – wurden besonders verehrt. Deshalb, Großvater erinnert sich noch daran, mochten sich viele Familien lange nicht entschließen, einen modernen Ofen anzuschaffen. Wie konnte man das Herdfeuer, das vor dem Erfrieren bewahrte und die warme Mahlzeit ermöglichte, einsperren… Außerdem war nach den alten schamanistischen Glaubensvorstellungen alles, was in der Welt existierte, beseelt, auch der Herd, auch das Feuer. Allmorgendlich – so erzählt Großvater – sei dem Herdfeuer ein Spritzopfer dargebracht worden vom ersten aufgebrühten Milchtee. Erst dann trank man selbst. Im Museum hatte man uns den „Neunäugigen" gezeigt: eine Holzscheibe mit einem langen Stab daran. In einer solchen Holzscheibe sind neun Vertiefungen, symbolisch für die neun tuwinischen „Haustiere": Rind, Schaf, Ziege, Kamel, Pferd, Rentier, Yak, Hund, Katze. Diesen Stab tauchte man wie einen Löffel in den Milchtee und gab auch den genannten Tieren ihr Spritzopfer, allen auf einmal, wie zweckmäßig.

Heutzutage müßte der „Neunäugige" ein „Zehnäugiger" sein; denn die tuwinischen Haustiere haben Zuwachs bekommen: das Huhn. Das Huhn galt im alten Tuwa als exotisches Tier, heute betreiben einige Sowchosen auch Geflügelzucht.

Dieweil das Schaf – für unsere mitteleuropäische Ungeduld – gar zu lange braucht, um aufgetragen werden zu können, gehen wir mit dem Hausherrn Cerot Oorshan näher heran an die Yakherde. Von weitem sehen seine Tiere ganz friedlich aus. Sobald man ihnen jedoch näherkommt, geraten sie in Bewegung und schließen sich zu einer Art Kampfformation zusammen. Jeden Schritt, den man auf sie zugeht, weichen sie zurück, ohne ihre Verteidigungsstellung aufzugeben. Wenn wir allerdings stehenbleiben und nur Cerot Oorshan weitergeht, so nehmen sie davon nicht die geringste Notiz, höchstens grunzen sie freudig.

Wie soll man einen Yak beschreiben? Vielleicht so: Er hat den Körper einer Kuh, den Kopf eines Bisons, den Schwanz eines Pferdes, das bauchmähnige Haarkleid einer Wildziege, und er grunzt wie ein Wildschwein, weshalb man dieses Urrind auch Grunzochse nennt; die Schwänze des Yaks waren einst hoch geschätzt, ihre seidigen Strähnen wurden in eine Goldfassung eingerahmt und dienten orientalischen Herrschern als Fächer; außerdem zierten sie die Speere der Heerführer. Der Haus-Yak gilt als halb gezähmt, aber zu dicht sollte man sich nicht heranwagen. „Ohne ersichtlichen Grund", sagt Cerot Oorshan, „kann er angreifen, und wehe dem, den er auf die Hörner nimmt." Die Hörner des Yaks, die seitlich geschwungen nach oben verlaufen, können bis zu neunzig Zentimeter lang werden. Sein Körper erreicht eine Länge von 4,25 Metern, eine Höhe von 1,90 Metern und ein Gewicht von mindestens siebenhundert Kilogramm. Cerot Oorshan bezeichnet diese halbwilden Verwandten des Hausrindes liebevoll als „erstaunliche Wesen, wundervoll für ein Leben im Hochgebirge geschaffen".

Die dünnen Lippen und Hornpapillen auf der Zunge ermöglichen es den Yaks, so niedriges Gras zu sich zu nehmen, wie es sonst nur Schafe und Ziegen fressen. Sie haben mehr rote Blutkörperchen als andere vergleichbare Tiere und können deshalb mehr Sauerstoff aufnehmen. Ihre Herzen und Lungen sind stärker entwickelt, und sie besitzen ein zusätzliches Rippenpaar. Feste Hornvorsprünge an den Hufen wirken wie Hufeisen. Es ist überraschend, wie leichtfüßig die gewichtigen Tiere laufen können. Was ich mit Wohlgefallen zur Kenntnis nehme, auch den graziös-waghalsigen Sprung aus etwa zehn Meter Höhe, ist dem Hirten gar nicht so recht, denn die flotten Tiere bewegen sich oft ziemlich weit weg. Was dramatisch werden kann, wenn die Zeit des Kalbens gekommen ist. Dann erweist sich, wer ein guter Hirt ist!

Die Yak-Kälbchen werden nämlich unter freiem Himmel direkt im Schnee geboren, und da geschieht es oft, daß sich die Muttertiere weit von der Herde entfernen.

„Wieviel Kälbchen haben Sie denn so eingebüßt?" frage ich Cerot Oorshan. – „Mir ist auch in diesem Jahr kein einziges Kälbchen verloren gegangen", antwortet er.

Und das ist so zu erklären: Cerot Oorshan, seit mehr als drei Jahrzehnten Hirt in den Bergen, kennt jeden Weg und Steg. Und außerdem kennt er jedes einzelne Tier und seine Gewohnheiten.

Es sei daran erinnert, daß die Herde aus dreihundertvierzig Tieren besteht! Aber Cerot Oorshan meint, das seien dreihundertvierzig Einzeltiere, und jedes habe „sein eigenes Gesicht". Wohl zum Beweis zeigt er auf die Herde und sagt: „Da haben sich zwei Tiere von den Nachbarn dazwischen gemogelt." Nun weiß ich zwar, daß die Tiere aus unterschiedlichen Herden unterschiedliche Schnittzeichen in den Ohren haben, aber die kann man auf dieser Entfernung wirklich nicht ausmachen.

Als Marina mein zweifelndes Gesicht sieht, sagt sie: „Für mich als asiatischer Stadtbewohner grenzt das Unterscheidungsvermögen der Araten hinsichtlich ihres Viehs auch an ein Wunder."

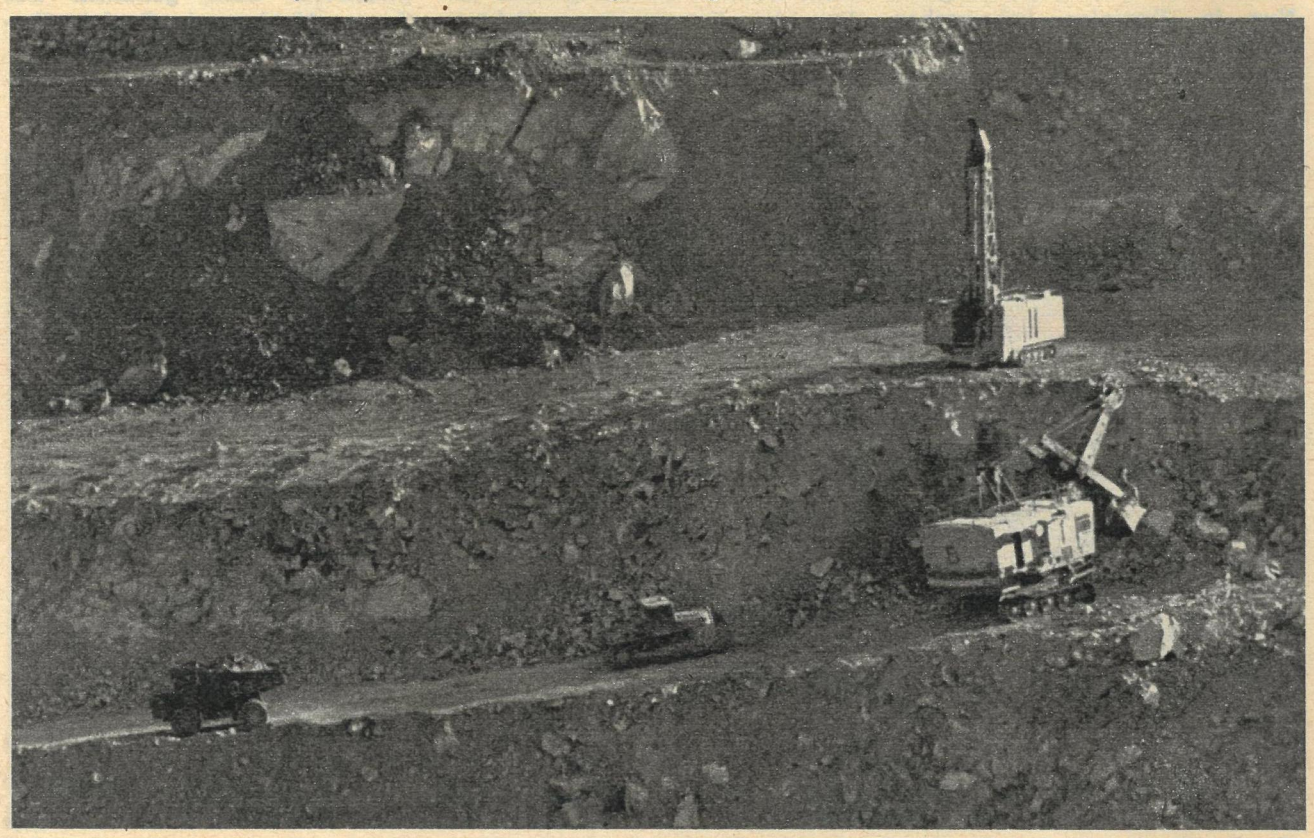
Na, wenn das so ist… Was sollen wir europäischen Stadtbewohner dann davon halten.

Der Yak gibt Fleisch, Milch, Butter, Fell, Wolle, Leder. Wir hatten schon Yakbutter in Tee gekostet, sie ist ein wenig talkig, und Yakfleisch – mir schmeckt es zu streng, ein wenig bitter, vielleicht ist der Geschmack einfach nur ungewohnt.

Ungewohnt ist es für uns auch, wie wir nun – wieder in der Jurte – alle gemeinsam dem zubereiteten Hammel zu Leibe rücken: Man sitzt auf dem Fußboden, hier stehen auch die dampfenden Schüsseln – eine mit Brühe, eine mit gekochten Hamelknochen, eine mit Blutwurst, eine mit gefüllten Därmen. Die Schälchen und Schüsseln gehen reihum, man langt mit den Händen zu und – läßt es sich schmecken…

Bevor wir abfahren, macht uns Marina darauf aufmerksam, mit welcher Sicherheit schon fünf- bis sechsjährige Kinder wissen, welches Yak-Kälbchen, Lämmchen oder Zicklein zu welchem Muttertier gehört.

Beim Buddhismus gilt es als Sünde, der Erde „weh zu tun", auch deshalb war ein Abbau von Bodenschätzen vor Proklamation der Volksrepublik Tannu-Tuwa nicht möglich: Tagebau von „Tuwaasbest" heute.



Festgewalkter Filz hält stand bei Wind und Wetter. Feste Eintracht kann vor jeder

Wie Ösküs-ool den bösen Geist austrieb

Wir sind wieder in Kysyl, meine tuwinische Minka hat schon auf mich gewartet. Erwartet werden wir heute vom Chefredakteur des Buchverlages.

Das Gründungsdatum des Verlages ist der 27. Juni 1930. Keinen Tag, so sagt Juri Küsegesch, habe man versäumen wollen, nachdem die Tuwiner endlich ein eigenes Alphabet hatten. Im ersten Jahr erschienen in der tuwinischen Sprache drei Bücher, Schulbücher. 1939 kam das erste belletristische Buch in tuwinischer Sprache heraus, Puschkins „Die Hauptmannstochter". Bis 1940 arbeiteten die Redakteure ohne Honorar, Wissenschaftler und Lehrer meist, die vorrangig Fibeln und Lehrbücher herausgaben.

Seit dreißig Jahren ist Juri Küsegesch Chefredakteur: „Heute veröffentlichen wir jährlich sechzig bis siebzig Titel in einer Gesamtauflage von etwa 430 000 Exemplaren. Die Auflagen der schöngeistigen Literatur in tuwinischer Sprache betragen jeweils etwa fünftausend Exemplare, sie sind fast immer von einem Tag zum anderen ausverkauft. Gestern wurde ein Märchenbuch ausgeliefert, ich glaube nicht, daß es heute noch zu kaufen ist."

Natürlich gehen wir nach unserem Gespräch gleich in die große zweistöckige Buchhandlung... Eine Stunde zuvor war das letzte Märchenbuch verkauft worden.

Der Verlag hat inzwischen acht Bände mit tuwinischen Märchen verlegt. Jahr für Jahr machen sich Wissenschaftler des Instituts für Sprache, Literatur und Geschichte auf den Weg zu den Jurten und schreiben auf, was jahrtausendelang nur mündlich weitergegeben wurde: Lieder, Sagen, Legenden, Märchen. Früher wurden die Märchen meist nach dem Abendmelken erzählt. „Da konnte eine Nacht durchaus so lang werden", hatte Juri Küsegesch gesagt, „wie heute oftmals ein Fernsehabend." Ich stelle mir so einen Märchenabend allerdings anheimelnder vor.

Viele Märchen der Tuwiner sind rauh, hart, manche ausgesprochen grausam. Doch – auch das Leben der Tuwiner war rauh und hart und grausam.

Ich fand Tiermärchen, Alltagsmärchen, Märchen vom dummen, bösen Mangys, Zaubermärchen und Reckenmärchen. Ein Held begegnet uns immer wieder: „Ösküs-ool, ein Waisenjunge. Er ist eine sehr beliebte Gestalt der tuwinischen Märchen. Seine Gegenspieler sind immer Reiche, Khane, Fürsten, oft böse Geister, manchmal Schamanen. Aber wie bei unseren Märchen – die ja auch nicht gerade zimperlich sind – ist eines gewiß, es siegt immer das Gute, auch in dem Märchen „Wie Ösküs-ool den bösen Geist austrieb":

Am Ufer des Flusses Tschinge-Kara-Chem, da lebte in einem Tschum aus Birkenrinde ein Bursche, der hieß Ösküs-ool. Außer einem Zottelpferdchen konnte er nichts auf der Welt sein eigen nennen. So jagte er die Tiere der Taiga und sammelte Sarana-Wurzeln. Davon lebte er.

Eines Tages aber wurde er es leid, so allein im Wald zu hausen, und er zog hinaus in die weite Welt, sein Glück zu suchen. Er ritt flußabwärts, bis er auf die Jurte des Schamanen Kaschpydai stieß. Da stieg er von seinem Zottelpferdchen und ging hinein, grüßte höflich und setzte sich ans Feuer. Überm Feuer kochte Fleisch im Kessel, so daß Ösküs-ool das Wasser im Munde zusammenlief. „Der Schamane wird doch nicht einen Gast ohne Bewirtung wegschikken", dachte er bei sich.

Der Schamane aber guckte vor die Jurte. Als er das Zottelpferdchen gewahrte, stöhnte er auf und sagte: Oje, Ösküs-ool! Ich sehe, ich spüre, viele, viele Sünden hast du auf dich geladen. Die bösen Geister haben sich deiner bemächtigt. Aber ich, der große Schamane Kaschpydai, will dir helfen, ich werde sie austreiben!" Und er begann nach Schamanenart die Schellentrommel zu rühren, Zaubersprüche zu rufen und um Ösküs-ool im Kreise herumzutanzen. Lange ging das so. Dann aber stimmte der Schamane ein lautes Klagelied an: „Oje, Ösküs-ool! Fest haben dich die Dämonen im Griff. Oje, sie wollen nicht von dir lassen. Niemand auf der ganzen Welt kann sie austreiben, nur ich, Kaschpydai. Aber du mußt dein Zottelpferdchen opfern."

Wie Ösküs-ool das hörte, vergaß er seine Angst und sagte: „Mein Zottelpferdchen gebe ich um nichts in der Welt her, ich habe es von meinem Vater geerbt." Mit diesen Worten ritt er hungrig zurück in seine Waldeinsamkeit.

Der habgierige Schamane Kaschpydai aber fand keine Ruhe, so sehr gelüstete es ihm nach dem Zottelpferdchen. Er ritt Ösküs-ool nach, machte im Dickicht, unweit des Tschums, ein Feuer und wartete die Nacht ab. Dann verkleidete er sich als Ungeheuer, griff sich ein glimmendes Scheit, polterte gegen die Wände des Tschums und schrie mit fürchterlicher Stimme: „Wach auf, Ösküs-ool! Ich bringe dich zu Mangys, auf daß er dich für deine Sünden verschlinge! A-aaa! U-uuu!" Ösküs-ool sprang vom Lager auf, nahm seine Peitsche mit rotem Griff, stürzte aus dem Tschum und prügelte mutig auf das Ungeheuer ein, was das Leder hielt.

„Au, oje! Mach das nicht, Ösküs-ool!" heulte das Ungeheuer. Da erkannte Ösküs-ool den Schamanen an der Stimme, ließ aber nicht von ihm ab.

Der letzte Schamane bei der Aufnahme von Beziehungen zu unsichtbaren Mächten: auf der Bühne des Musikalisch-Dramatischen Theaters.

Nun lief der Schamane davon, stolperte über einen Stein und fiel der Länge nach hin. „Laß mich, Ösküs-ool, ich bin der Schamane Kaschpydai."

Ösküs-ool aber stellte sich taub und schlug weiter auf ihn ein. Halbtot schleppte sich der große Schamane Kaschpydai zu seiner Jurte. Ösküs-ool aber hatte seither nie mehr Angst, auch nicht vor noch so bösen Geistern.

Entflammt für Unbrennbares

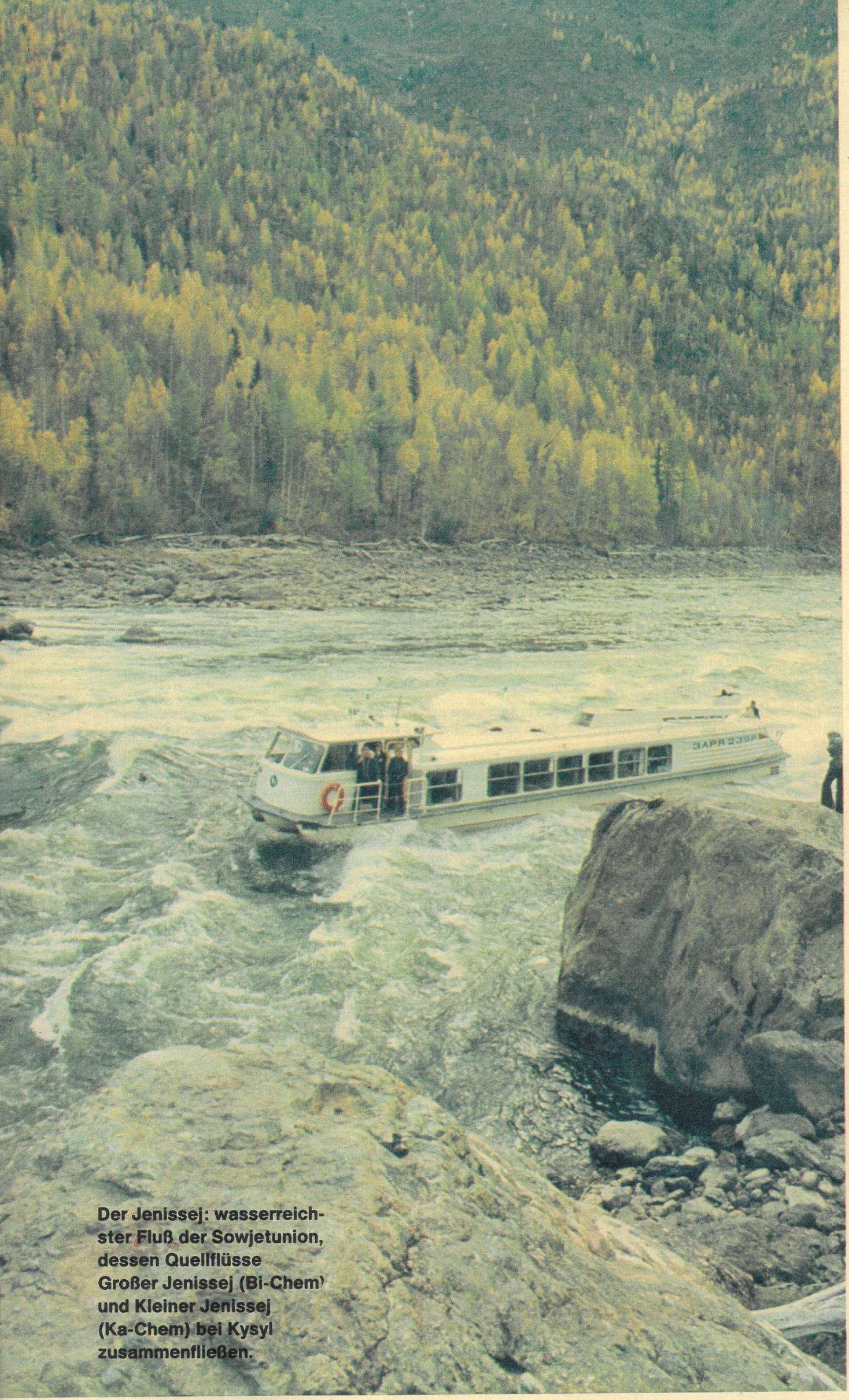
Es war einst, vor langer, langer Zeit. Da lebten starke, gute Menschen in Eintracht und Frieden. Sie weideten und züchteten ihr Vieh und erfreuten sich an der wunderschönen Landschaft. Eines Tages aber verdunkelten schwere Staubwolken den Himmel und die Sonne. Die Staubwolken wurden von vielen Pferdehufen aufgewirbelt; denn grausame Krieger brachen von Süden her ins Land der Tuwiner ein. Von Mittag bis Sonnenuntergang und von Sonnenaufgang bis Mittag und noch einmal so lange und noch einmal so lange schwirrten die Pfeile, brachen die Speere, floß das Blut. Als die Sonne wieder ihr Angesicht hinter den Bergen verbarg, geschah es, als der letzte Recke der guten Menschen tot vom Pferd gefallen war. Da befahl der Khan der grausamen Menschen, die Witwen, die Greise und die Kinder der guten Menschen auf den höchsten Bergesgipfel zu treiben und sie dort auf einem großen Scheiterhaufen zu verbrennen.

Die Erde krümmte sich vor Leid. Der Himmel weinte. Die Sonne versank.

Doch die Herzen der guten Menschen verbrannten nicht, sie verwandelten sich in ewige Steine – in Asbest.

Diese Legende erzählt man uns im Förder- und Aufbereitungswerk „Tuwaasbest", in Ak-Dowurak, unserem zweiten Ziel über Land. Vier große Fundstätten gibt es gegenwärtig in der Sowjetunion, ein Fundort befindet sich im tiefsten Asien, in der Stadt der „Weißen Erde", wie Ak-Dowurak zu übersetzen ist.

Jetzt, da ich diese Zeilen schreibe, liegt ein solcher ewiger Stein vom tuwinischen Tagebau in Ak-Dowurak vor mir auf meinem Schreibtisch. Was in dem Stein schichtweise seidenartig glänzt, ist das „Unverbrennliche", „Unzerstörbare", wie Asbest („asbeston"), aus dem Griechischen übersetzt, heißt. Aus vielen schriftlichen Überlieferungen geht hervor, daß Asbest seit etwa zweitausend Jahren bekannt ist und gebraucht wird. Zeugnisse



Der Jenissej: wasserreichster Fluß der Sowjetunion, dessen Quellflüsse Großer Jenissej (Bi-Chem) und Kleiner Jenissej (Ka-Chem) bei Kysyl zusammenfließen.

dafür finden sich bei dem griechischen Bildhauer Kallimachos (um 400 v. u. Z.), dem römischen Dichter Plinius d. Ä. (23 bis 79), dem griechischen Dichter und Philosophen Plutarch (um 46 bis um 120) sowie dem ebenfalls aus Griechenland stammenden Dichter Pausanias (um 110 bis um 180). Damals schätzte man besonders die bis dahin bekannten Eigenschaften – die Faserstruktur und die Unbrennbarkeit – bei der Fertigung von Matten und Dochten für Tempellampen. Der römische Kaiser Nero (37 bis 68) war besonders stolz auf seine Asbestservietten und Karl der Große (742 bis 814) auf sein aus Asbestfasern gewebtes Tafeltuch.

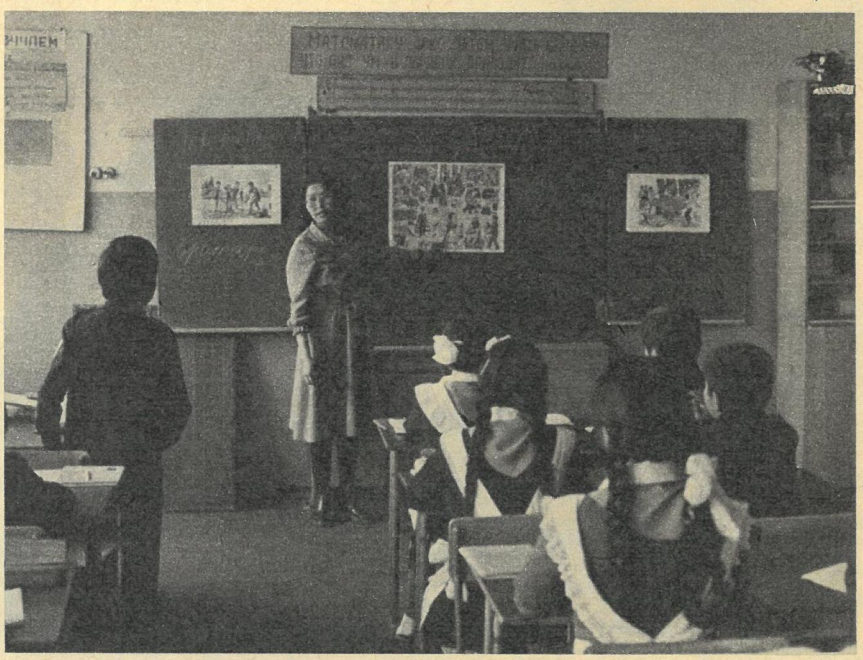
Über eine regelmäßige handwerkliche Verarbeitung von Asbest bei den mongolischen Völkern geben vor allem die Berichte von den Reisen des Marco Polo (1254 bis 1329) Auskunft. Die Tuwiner wußten die außerordentlichen Eigenschaften des Asbest zu schätzen, schon lange bevor hierher übergesiedelte russische Bauern am felsigen Ufer des Kara-Dasch um die Jahrhundertwende Asbest zufällig entdeckten. Die tuwinischen Viehzüchter in der Gegend von Ak-Dowurak setzen ihre Öfen aus Ton und der „Wolle der Berge", damit sie „ewig" halten mögen.

Bereits um die Jahrhundertwende interessierten sich englische, französische, polnische, russische Geschäftemacher für dieses Vorkommen. Die revolutionären Ereignisse in Rußland, deren Atem auch das russische Protektorat in Zentralasien spürte, und die Proklamation der selbständigen Volksrepublik Tannu-Tuwa machten aber einen Strich durch alle räuberischen Vertragsabsichten. Jetzt war das Asbestvorkommen am Kara-Dasch in des tuwinischen Volkes Hand. Allerdings – die Hand gehörte Viehzüchtern, die nicht einmal ihren Namen schreiben konnten. Und so wandte sich die Revolutionäre Volkspartei Tannu-Tuwas hilfesuchend an die Sowjetunion, mit der ja 1925 ein Freundschaftsabkommen geschlossen worden war.

1933 begann der sowjetische Betrieb „Sojusasbest", der für die tuwinische Asbestförderung Zuarbeiten von zweihundert sowjetischen Betrieben koordinierte, den Bau einer Fabrik und einer Arbeitersiedlung. Nachdem neunzehn Tonnen Asbest abgebaut worden waren, die Einwohnerzahl der Siedlung Ak-Dowurak siebenhundertfünfzig Menschen erreicht hatte und sowjetische Geologen das Vorkommen als überaus reich eingeschätzt hatten, übergab die Sowjetunion das Geschaffene 1934 der Volksrepublik Tannu-Tuwa; Fachkräfte für „Tuwaasbest" allerdings kamen aus allen Gegenden der Sowjetunion. Es waren Vertreter von einunddreißig sowjetischen Nationen und Völkerschaften: Russen, Belorussen, Armenier, Georgier, Chakassen, Mordwinen, Tschuwaschen, Ud-

Keine Fäustlinge – die Finger steif und starr. Keine Schwiegertochter – wer

Noch heute einer der schlimmsten Verstöße gegen die überlieferten Sitten: Wenn nach dem Tod des Vaters nicht ein Sohn die Fürsorge der Mutter übernimmt.



Mittelschule in Samagaltai: Auch hier haben die Kinder, wie an jeder tuwinischen Schule, – Kochunterricht.

murten, Baschkiren, Moldauer, Usbeken, Nanaier, Tabassaraner, Karatschaier, Tscherkessen, Deutsche, Komi-Permjaken…

Nicht alle blieben, die von überall her aus der Sowjetunion in diese klimatisch unwirtliche Gegend gekommen waren. Denn die jährlichen durchschnittlichen Temperaturschwankungen betragen 98 Grad; die niedrigste durchschnittliche Januartemperatur liegt bei minus 60 Grad, die höchste durchschnittliche Julitemperatur bei plus 38 Grad.

Noch vor zwei Jahrzehnten lebten hier nur wenige Tuwiner, heute ist jeder fünfte ausgebildete Asbestarbeiter tuwinischer Nationalität.

Einer von ihnen heißt Nikolai Saryglar, Haupttechnologe in der Abteilung „Asbestaufbereitung". Mit ihm fahren wir erst einmal zum Tagebau. Meinen Augen bietet dieser sich grau und unansehnlich dar. Doch wie sieht Nikolai Saryglar den aufgeschnittenen Berg? „Sehen Sie nur, wie das blitzt und funkelt",

Erster Sekretär des Kreisparteikomitees von Samagaltai: Frau Serenmaa Kuular.

schwärmt er. Glück hat er, denn ein zaghafter Sonnenstrahl verschönt gerade rechtzeitig den gräulichen Anblick des dreieinhalb Kilometer langen, zwei Kilometer breiten und einhundertzwanzig Meter tiefen Tagebaus.

Wer Nikolai Saryglar reden hört, muß glauben, daß man ihm schon an der Wiege gesungen hat, einmal Spezialist für die Aufbereitung von Asbest zu werden. „Asbest", so sagt er, „ist einfach unersetzlich. Er geht in mehr als dreitausend industrielle Erzeugnisse ein. Ohne Asbest ist ein gewöhnliches elektrisches Bügeleisen genau so undenkbar wie eine kosmische Rakete. Da ist seine erstklassige Hitzebeständigkeit und seine geringe Wärmeleitfähigkeit; er schmilzt erst bei über tausend Grad Celsius. Asbest hat eine hohe und gleichmäßige Reißfestigkeit; er steht hinter wertvollsten Stählen kaum zurück. Ferner sind unbedingt zu nennen seine beträchtliche Elastizität, seine Vibrations- und Alterungsbeständigkeit, seine Säure- und Laugenfestigkeit, seine sehr guten Filtereigenschaften und auch die Schalldämmung."

Nikolai Saryglar hebt einen Stein auf, eben den, der nunmehr zu Hause in Berlin auf meinem Schreibtisch liegt, und weist auf die Asbestschichten: „Asbest ist ein Paradoxon der Natur. Trotz seiner faserigen Konstitution und seines baumwoll- oder seidenartigen Aussehens ist er ein reines Mineral; er ist das einzige Gestein, das faserig in Erscheinung tritt und sowohl mineralische als auch textilähnliche Eigenschaften besitzt. Wir kennen Asbest – der vulkanischen Ursprungs ist – vornehmlich in zwei Sorten, die sich nach dem Muttergestein unterscheiden, in dem er gefunden wird. Von grünlich-weißer Färbung mit Perlmuttglanz, das ist der Hornblendeasbest, sein Schmelzpunkt liegt bei 1150 Grad. Der wertvollere jedoch ist der hier gefundene olivgrüne, seidenglänzende Serpentinasbest, der bis zu 1550 Grad Hitze verträgt. Im Tuwinischen hat man für Asbest noch immer die Bezeichnung tag-tügü (Bergwolle)."

Nikolai Saryglar wurde 1954 in dem kleinen Dorf Bora-Taiga geboren, hat den 10-Klassen-Schulabschluß, arbeitete als Schafhirt. Als Soldat machte er an einem freien Tag mit einigen Kameraden einen Ausflug nach Kysyl, begegnete der schönen Aradilja, sie wurde seine Frau. Heute arbeiten beide im Förder- und Aufbereitungswerk „Tuwaasbest" in Ak-Dowurak.

Ganz einfach.

Vom Tagebau aus begleitet uns Nikolai Saryglar zur Schaltzentrale; auf dem Weg dorthin erfahren wir, daß es so einfach gar nicht war. Als Nikolai Saryglar noch als Soldat diente, hatte seine Frau schon den Abschluß an der Polytechnischen Fachschule in Kysyl bestanden, sie war nun Fachmann für die Aufbereitung von Bodenschätzen. Und: Sie träumte von Ak-Dowurak, dem Ort, der einst aus wenigen Erdhütten und einigen Jurten bestand und nun eine große Stadt war. Aber vor allem reizte Aradilja Saryglar das Förder- und Aufbereitungswerk „Tuwaasbest", der „Erstgeborne" der tuwinischen Industrie. Nikolai Saryglar aber hing an seinem Beruf, er konnte sich nicht vorstellen, etwas anderes zu sein als Schafhirt. Man hatte ihm den Asbestarbeiter also doch nicht an der Wiege gesungen… Machen wir es kurz, Aradilja Saryglar schaffte es, ihren Mann für das unbrennbare Mineral zu entflammen, auch er ging auf die Polytechnische Fachschule, um Fachmann für die Aufbereitung von Bodenschätzen zu werden. Ein Jahr lang lebte er getrennt von seiner Frau – sie war schon nach Ak-Dowurak gefahren –, da kam Bescheid aus dem Werk, daß er die nächsten zweieinhalb Jahre in der betriebseigenen Fachschule weiterstudieren könne.

„Großmutter", sagt Nikolai Saryglar, „hat uns viel davon erzählt, wie es früher gewesen war. Über eines sprach sie besonders häufig, darüber, daß eine tuwinische Frau chereetschok (Die Unnütze) genannt wurde. Das hatte mit der buddhistischen Religion zu tun, bei der die Frau als eines der Weltübel gilt. Heute beobachte ich oftmals, daß die tuwinischen Frauen mehr als die Männer bemüht sind, sich weiterzubilden, traditionelle Geleise zu verlassen."

Inzwischen haben wir auch noch den siebenten Stock erklommen, sind endlich in der Schaltzentrale angelangt.

Gegenwärtig wird für jährlich 25 Millionen Rubel Asbest gefördert und aufbereitet. Betrug 1964, nach Inbetriebnahme der ersten regulären Baustufe, die Förderung 25 000 Tonnen Asbest, so waren es 1983, die zweite Stufe hatte man 1976 in Betrieb genommen, bereits 80 000 Tonnen jährlich. Allein dieser Tagebau hat noch Vorräte für drei Jahrzehnte. Geologen haben aber schon neue Fundstätten bei Ak-Dowurak ausfindig gemacht.

Alle Arbeiter im Aufbereitungswerk begegnen uns mit Mundschutz. Das gemahnt mich daran, auch darüber zu schreiben, daß in letzter Zeit viel Negatives über Asbest zu hören war: Man sprach und schrieb davon, daß er nicht nur ein Werkstoff, sondern auch ein Schadstoff sei. Dann nämlich, wenn feinste Fasern eingeatmet werden, die ein Leben lang in der Lunge bleiben. Schon 1936 wurde die sogenannte Asbestose in die Liste der Berufskrankheiten aufgenommen. Heute wird dem hochbegehrten Werkstoff ein neuer Schadstoffeffekt angelastet: Expertenberichten zufolge deuten Untersuchungen auf eine krebsauslösende Wirkung eingeatmeter Asbestfasern hin. Deshalb frage ich Nikolai Saryglar, auf die Legende anspielend, die er uns gleich zu Beginn unserer Bekanntschaft erzählte, ob nicht eher die Herzen der grausamen Menschen zu ewigem Stein, zu Asbest, geworden seien. Nein, so meint er, man habe im Werk jegliche Vorsorge getroffen, um Gesundheitsrisiken durch Asbest auszuschließen.

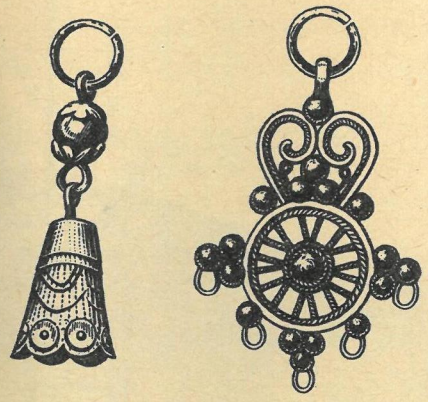
Die Nacht verbringen wir in Ak-Dowurak, in einem „Prophylaktorium". Als wir morgens nach Patienten und einem Arzt fahnden, erfahren wir, daß dies ein sogenanntes Nachtsanatorium ist. Die Patienten werden vierundzwanzig Tage lang nach der Arbeit hier behandelt, schlafen im Sanatorium und gehen morgens zur Arbeit. Keiner ist mehr da, als wir aus den Federn kriechen.

Über Menschlichkeit

Das nun war unsere letzte Ausfahrt über Land. Abends ist noch ein Besuch im Musikalisch-Dramatischen Theater in Kysyl vorgesehen, und morgen geht's – wenn das Wetter ein Einsehen hat – zurück nach Hause. Auf der Rückfahrt von Samagaltai bin ich sehr nachdenklich.

Ja – es hat mir gefallen, auf Wüstenboden hockend, den majestätisch daherschreitenden Kamelen zuzuschauen, zu sehen, wie der Kamelhirt die großen Tiere sanft seinem Willen unterordnet. In vier Sowchosen Tuwiniens werden Kamele gezüchtet, in Samagaltai ist einer davon.

Ja – es hat mir imponiert zu hören, wie viele ehemals Unnütze in diesem Kreis Tuwiniens Leitungsfunktionen ausüben. Serenmaa Kuular, Erster Sekretär des Kreisparteikomitees, ist ein Weib, der Verantwortliche für die gesamte landwirtschaftliche Bautätigkeit, der Leiter des Dienstleistungskombinats, der Bürgermeister des Dorfes Samagal-



Ohrringe: aus Silber, mit Korallen und Kaurimuscheln verziert.

tai, der Direktor der Mittelschule, auch der Zuständige für die gesamte Kultur des Kreises.

Ja – ich habe einen Einblick gewonnen, welche großen Anstrengungen man in diesem landwirtschaftlichen Kreis unternehmen muß, um sich auf den Winter vorzubereiten. Allein die Beschaffung des Futters für die Tiere – 76 000 Schafe, 9000 Rinder, 3600 Yaks, 1800 Pferde, 180 Kamele – ist alle Jahre wieder ein großes Problem; ausreichend Regen fiel hier seit fünfzehn Jahren nicht.

„Aber zusammen mit Serenmaa Kuular", sagen die Leute, „schaffen wir das schon."

Serenmaa Kuular ist Witwe, hat zwei Töchter und einen ganz strengen Tagesplan. Ihr Territorium ist 6700 Quadratkilometer groß, davon sind 157 000 Hektar landwirtschaftliche Nutzfläche. Neuntausend Menschen leben im Kreis Samagaltai, 8700 davon sind Tuwiner. Serenmaa Kuular hat alle Hände voll zu tun. In die Hände gefallen ist ihr ihre verantwortliche Funktion nicht: Sie hat 1953 die 7-Klassen-Schule beendet (heute ist auch in Tuwinien überall die 10-Klassen-Schule obligatorisch), vier Jahre lang eine pädagogische Fachschule besucht, dann in Kysyl die Pädagogische Hochschule absolviert, zwei Jahre lang an der Parteihochschule in Moskau studiert; sie war Lehrer der Unterstufe, dann Lehrer für die höheren Klassen, wurde erst Dritter, dann Zweiter Sekretär des Kreisparteikomitees und ist seit 1982 der Erste. Kurz nach ihrer Wahl starb ihr Mann. „Da wollte ich alles hinschmeißen", sagt sie. „Aber die Genossen halfen mir über den Berg und die Leute im Dorf."

Serenmaa Kuular ist sympathisch auf den ersten Blick, meist sehr ernst, kann aber auch so herzhaft lachen, daß ich mitunter mitlache, ohne zu wissen, warum.

Frauen, die so tapfer ihren Mann stehen, kann man überall in Tuwinien treffen.

Ich nutze deshalb die zwei Tage, die wir kreuz und quer durch den Kreis Samagaltai fahren, – es sind

Der tuwinische Ringkampf, der Cüresch: Er beginnt mit einem Adlertanz aller Kämpfer, zum Schluß tanzt der Sieger allein.

ja unsere letzten Tage im Tuwinerland – vorrangig dafür, das tuwinische Alltagsleben zu beobachten.

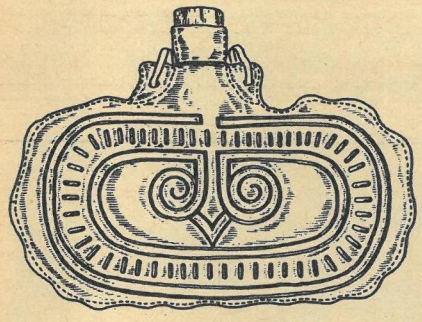
Da ist zum Beispiel das Verhältnis Erwachsener zu Kindern. Bis etwa zum vierten Lebensjahr wird den Kindern alles nachgesehen, läßt man ihnen alles durchgehen, wird ihnen jeder Wunsch erfüllt. Das ganz Kleine wird gestillt, wann immer es schreit, festgelegte Zeiten gibt es nicht. Und es findet sich immer jemand – Familienmitglied oder Nachbar –, der es auch dann noch herumträgt, wenn unsereinem schon die Galle überlaufen würde.

Kinder kommen in Jurte oder Zimmer und gehen wieder, wann es ihnen gefällt, sitzen bei Gesprächen der Erwachsenen ganz selbstverständlich dabei, niemand verscheucht sie. Sie reden allerdings nur, wenn sie gefragt werden! Ich habe nicht einmal gesehen, daß ein Kind angeschrien oder gar geschlagen wurde. Trotzige und eigensinnige Kinder sind mir dennoch nicht begegnet. Erklären kann ich das nicht... Marina vielleicht? „Sie haben ganz richtig beobachtet. Den Tuwinern sind Kinder – eigene und fremde – das höchste Gut. Daraus erklärt sich ihr Verhalten ihnen gegenüber. Sie müssen aber nicht denken, daß man den Kindern keinerlei Aufgaben zumutet. Schon vom fünften Lebensjahr an haben sie ihre ganz regelmäßigen Pflichten."

Kein älterer Mensch in Tuwinien, der sich ein Leben vorstellen könnte ohne die tägliche Freude an den Enkelkindern. Großvater Serot-ool Dorshan: „Es ist mir unvorstellbar, nicht bei meinen Kindern zu wohnen. Und ohne meine Enkelchen, da wäre ich wohl schon tot."

Yaks, Verwandte des Hausrindes, fühlen sich nur hoch oben in den Bergen yakwohl: Da können sie 25 Jahre alt werden.

Rot im Gesicht — das Fußzeug drückt. Schultern gebückt — die Frau liebt ihn



Eine Lederflasche – Dashyyr – mit flachem ausgebuchtetem Körper und dünnem Hals: zur Aufbewahrung von Araga oder Wasser.

Vielleicht geht man mit den Kleinen bis zu vier Jahren deshalb so überaus nachsichtig um, weil man weiß, daß schon mit fünf Jahren auch die ernste Seite des Lebens auf sie zukommen wird.
So sah ich viele etwa Fünfjährige Brennmaterial sammeln, etwas ältere Kinder das Milchvieh wegtreiben und es wieder heimholen, zehnjährige Mädchen Teig zubereiten, kochen und melken. Dazu Marina: „Wichtig dabei ist, daß all dies keine gelegentlichen Hilfeleistungen der Kinder sind, sondern innerhalb der Familie feste Aufgaben. Man sagt, daß tuwinische Kinder mit zwölf Jahren alle wichtigen alltäglichen Arbeiten verrichten können."
Vielleicht nimmt man die Kinder so ernst, weil man sie – auf Grund ihrer alltäglichen Pflichten – als kleinere Erwachsene betrachtet.
Viele Gesprächspartner nannten, wenn ich sie nach ihren Kindern fragte, auch ihre Neffen oder Nichten. Anfangs maß ich dem keine Bedeutung bei. Doch als auch Serenmaa Kuular von ihren beiden Töchtern und ihrem Neffen sprach, fragte ich sie, warum denn ihr Neffe bei ihr lebe. Und da erfahre ich wieder eine Eigentümlichkeit bei den Tuwinern: Ist jemand aus der Verwandtschaft einer Hilfe bedürftig – wie Serenmaa Kuular, als ihr Mann gestorben war –, so schickt man, sofern man mehrere Kinder hat, das Kind passenden Alters zu der hilfebedürftigen Person. Der Neffe, der jetzt bei ihr „wie das eigene Kind" lebt, war damals zwölf Jahre alt. „Meine Kinder – deine Kinder, eigene Kinder – fremde Kinder, das gibt es in Tuwinien nicht", behauptet Marina. Und: „Es ist auch ganz selbstverständlich, daß Kinder von Verwandten aufgenommen werden, wenn sie an dem Ort studieren oder lernen wollen, wo man selbst wohnt."

Ich scherze: „Dann müßten ja fast alle Kysyler Einquartierung haben." Marina nickt. So ist es.
Da ich mich davor hüten will, auf Grund einiger Beobachtungen gleich zu schlußfolgern, daß das, was ich da sehe oder höre, typisch tuwinisch sei, frage ich wiederum Marina, ob es stimmt, daß die Eltern, sofern sie krank, schwach, eben hilfebedürftig geworden sind, zu den Kindern ziehen. „Ja", sagt sie, „grundsätzlich."
Und Marina, meine liebe Marina, die mir im für mich fremden Land sehen und hören hilft, fügt hinzu: „Sie hatten vielleicht keine Gelegenheit zu sehen, daß nicht nur Kinder und alte Menschen ganz selbstverständlich in Familie leben, sondern auch Menschen mit Gebrechen, seien sie nun körperlicher oder geistiger Art. Man achtet die Behinderten als Menschen, niemand schämt sich ihrer."
Ja, nachdenklich kann einen solches Verhalten schon stimmen…

Maxim Munsuk und seine Frau Kara-kys (Schwarzes Mädchen) auf der Bühne des Theaters in Kysyl: Beide gehörten vor 48 Jahren zu den Mitbegründern, beide sind heute Verdiente Künstler der RSFSR.

Dersu Usala, der Tuwiner

Ich bin neugierig, wie man sich kleidet, wenn man in Kysyl ins Theater geht. An den Männern ist nichts Besonderes zu entdecken, sie haben alle ihren (oder einen) guten Anzug an. Da ist es schon anders bei den Frauen… Viele tragen lange Kleider im Schnitt der tuwinischen Nationaltracht, dem Tonn; die Kleider sind aus schwerer Seide oder aus Brokat, der rechtsseitige Verschluß mit Goldborte betont. Die Stoffe sind einfarbig grell oder großgeblümt. Auch die Frauen in europäischer Kleidung haben sich ausgesprochen feingemacht.
Schon an der Spannung im Zuschauerraum spürst du: Für die, die hier mit größeren und ganz kleinen Kindern Platz genommen haben, ist ein Theaterbesuch nichts Alltägliches. Die heutige Vorstellung, erfahren wir, ist ein sogenanntes theatralisiertes Konzert, das für landwirtschaftliche Brigaden, für Hirten und Viehzüchter stattfindet. Man singt und tanzt, Asiatisches und Europäisches, Gegenwärtiges und Vergangenes; den so anziehend-abstoßenden Schamanentanz werde ich sobald nicht vergessen.
Plötzlich, ich traue meinen Augen nicht, steht, auch im schwarzen Anzug unverkennbar, Dersu Usala auf der Bühne, der Taigajäger aus dem gleichnamigen japanisch-sowjetischen Film, der in Moskau den „Großen Preis" und in Amerika den „Oscar" errang.
Mein Blick gleitet immer wieder an dem kleinen, muskulösen Mann herunter, ist er's oder ist er's nicht? Er singt zusammen mit einer Frau („seiner Frau", flüstert mir Marina zu) alttuwinische Lieder. Sie müssen sehr lustig sein, denn das Publikum lacht ausgelassen.
Ich erinnere mich genau, alle Unterlagen des Darstellers Dersu Usala betreffend, unter Baschkirien abgelegt zu haben; denn in unserer Presseberichterstattung, damals, vor etwa acht Jahren, als der Film auch in der DDR lief, hieß es, daß Maxim Munsuk ein Schauspieler aus Ufa sei.
Aber diese Ähnlichkeit…

Im preisgekrönten Film „Dersu Usala", der auch in der DDR aufgeführt wurde: Hauptdarsteller Maxim Munsuk als Taigajäger.

Und dann ein Blick von Maxim Munsuk ins Publikum, treuherzig würde ich ihn nennen, da weiß ich: Der etwa Siebzigjährige dort oben auf der Bühne i s t der Held eines meiner unumstößlichen Lieblingsfilme!
Marina, die Feinsinnige, hat meine Unruhe längst bemerkt, sitzt schon auf dem Sprung. Ich bitte sie, Maxim Munsuk nach der Vorstellung für uns festzuhalten…
Als er uns dann gegenübersitzt, würde ich ihn, auch im Straßenanzug, eher für einen wieselflinken Taigajäger als für einen Schauspieler halten.
Maxim Munsuk wurde 1912 geboren. Munsuk war da sein einziger Name, so war es bei den Tuwinern üblich. Erst 1947 paßte man sich den in der Sowjetunion üblichen Gepflogenheiten an. Zur Regel wurde, den tuwinischen Namen zum Nachnamen zu wählen und einen Vornamen anzunehmen. Munsuk, gleich 1930 – da ist er bereits achtzehn Jahre alt – hatte er schreiben und lesen gelernt, entscheidet sich für den Vornamen Gorkis.
„Ich habe viele Entwicklungsetappen Tuwiniens selbst miterlebt. Als die Mandschuren die Oberherrschaft über uns hatten, war ich noch zu klein, aber daß wir russisches Protektorat waren, daran erinnere ich mich schon deshalb, weil ich von klein auf mit russischen Kindern Kontakt hatte. Die meisten Russen waren ihrem Herrn davongelaufen, besaßen nicht viel mehr als wir. Als Tuwa Volksrepublik wurde, da jubelte ich, weil meine Eltern jubelten."
Ende der zwanziger Jahre erlebte Maxim Munsuk in Kysyl eine Aufführung von russischen Laienkünstlern. Da stand sein Beruf fest. „Von da an war ich im ‚Russischen Klub' wie zu Hause." 1935 heiratete er Kara-kys, die bald von der

nicht.

Stacheln dem Kameltier munden – wie muß sich da die Ziege wundern. Die Ziege

Schauspielerei so begeistert war wie er. Anfang der dreißiger Jahre gründeten sie selbst ein Laienensemble. „Mein Wunsch, in Moskau zu studieren“, sagt Maxim Munsuk, „erfüllte sich nicht, ich wurde wegen Mangel an Begabung abgelehnt. Nach 1944 kamen ausgebildete sowjetische Schauspieler nach Kysyl. Sie zeigten uns, ‚wie man's macht‘. Meine Frau und ich, wir gründeten dann ein Theater, das heutige Musikalisch-Dramatische Theater und studierten die Schauspielkunst bei aus Moskau und Leningrad gekommenen Fachleuten in der neugegründeten Schauspielschule in Kysyl.“

Die Munsuks haben fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, „auf die wir sehr stolz sind. Einer wurde Flieger, einer Ingenieur, einer Bühnengestalter; eine Fernsehregisseurin, eine Schauspielerin“.

Während unserer kurzen Begegnung wechseln in Maxim Munsuks Gesicht blitzschnell Freude und Trauer, Kummer und Zufriedenheit… Man könnte glauben, Maxim Munsuk betrachte das Leben als Bühne und vergäße einfach nie das Schauspielern. Man kann aber auch dem japanischen Regisseur Akira Kurosawa Glauben schenken, der über Maxim Munsuk sagte: „Er hatte es schwer, der Bühnenschauspieler, so fast ohne Filmerfahrung, und er hatte es leicht zugleich, denn er brauchte nur sich selbst zu spielen.“

Das hätte ich nicht gedacht: daß ich schon vor meiner Reise in die Tuwinische ASSR einen Tuwiner gekannt habe…

Maxim Munsuk war unsere letzte tuwinische Begegnung. Morgen geht's zurück nach Hause – wenn das Wetter ein Einsehen hat.

Es hat keines. Drei Tage lang narrt es uns, drei Tage lang haben wir auf dem Flughafen Zeit, darüber nachzudenken, wie abgelegen das Land der Tuwiner ist – wegen der hohen, oft von Nebel umwallten Gebirgsketten des Sajan.

Eines der zehn „Haustiere“ in Tuwinien: Das Kamel, im Winter bringt es den Tuwiner zuverlässig im Schlitten von Ort zu Ort, auch nach Kysyl.

klettert den Felsen hinauf — da reißt das Kamel die Augen auf.

LITERATURHINWEISE

Wladimir Arsenjew, Dersu Usala, der Taigajäger, VEB F. A. Brockhaus Verlag Leipzig 1983

Saltschak Toka, Das Wort des Arat, Verlag Kultur und Fortschritt Berlin 1951

Galsan Tschinag, Eine tuwinische Geschichte und andere Erzählungen, Mit einem Nachwort von Erwin Strittmatter, Verlag Volk und Welt Berlin 1981

Tuwinische Lieder, aufgezeichnet, übertragen und herausgegeben von Erika Taube, Gustav Kiepenheuer Verlag 1980

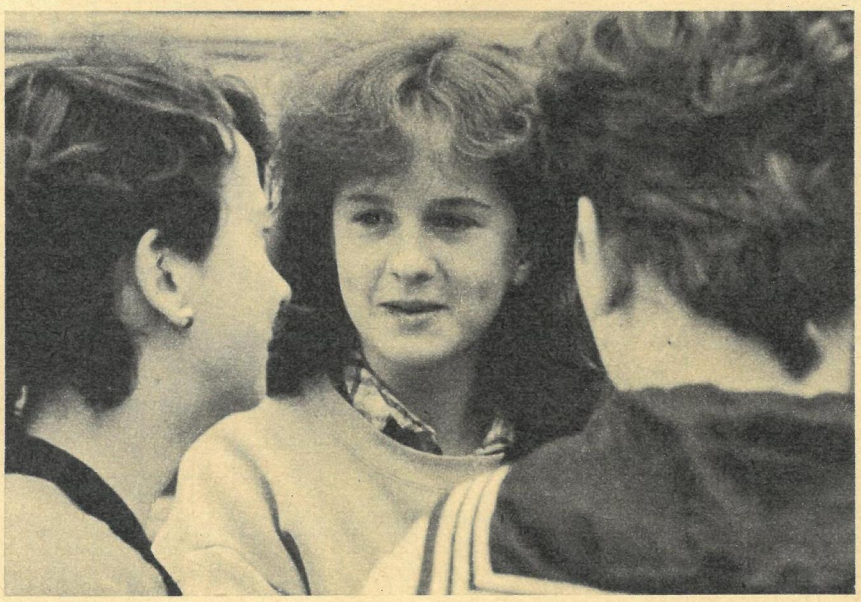
Tuwinische Volksmärchen, herausgegeben von Erika Taube, Akademie-Verlag Berlin 1978

Das leopardenscheckige Pferd, Märchen, aufgezeichnet und nacherzählt von Erika Taube, Edition Holz im Kinderbuchverlag Berlin 1977

Text: Gisela Reller; Fotos: Detlev Steinberg; Nachdichtungen und literarische Übersetzungen: Johann Warkentin; Betreuung und Dolmetschertätigkeit: Nina Charitonowa (APN); Karte: Jochen Arfert; Rätsel: Dörte Peck; Recherchen: Gabriele Kleiner; Gestaltung: Horst Wustrau.

FREIE WELT dankt der Presseagentur Nowosti (APN)für die freundliche Unterstützung bei der Erarbeitung dieses Beitrages.

Gold in Moskau und Berlin



Erfolgreich wie keine andere DDR-Mannschaft vor ihnen waren die 20 Mädchen und Jungen, die an der 5. Internationalen Russisch-Olympiade in Moskau teilnahmen. Mit 16 Gold- und 4 Silbermedaillen kehrten sie nach Hause zurück. Eine der Olympiasiegerinnen ist Kathrin Haase, die bereits zwei Gold- und eine Silbermedaille auf drei DDR-Olympiaden erkämpft hatte. Die Fünfzehnjährige von der Herder-Oberschule in Berlin, deren Name inzwischen ins Ehrenbuch der Schule aufgenommen wurde, steht noch ganz unter dem Eindruck der Moskau-Reise: „Natürlich war die Freude schon groß, als ich von meiner Nominierung erfuhr. Überhaupt in Moskau dabeizusein – ich habe das erste Mal an einer internationalen Olympiade teilgenommen – war für mich ein Riesenerfolg. Nicht zuletzt verdanke ich ihn auch meiner Russischlehrerin, Frau Dr. Weigt. Sie delegierte mich nach zwei Jahren Unterricht in der 7. Klasse zum Bezirksrussischklub, wo Lehrerinnen aus der Sowjetunion, sogenannte Muttersprachler, für die Bestenförderung verantwortlich sind. Frau Dr. Weigt brachte mir auch die Russisch-Lehrgänge in der FREIEN WELT mit, die sich uns ‚Olympia-Kandidaten' als eine gute Hilfe erwiesen. Natürlich informierten wir uns regelmäßig in sowjetischen Zeitungen über die Außenpolitik der UdSSR und das Leben in diesem großen Land. Das hat sich auch beim Wettstreit in Moskau ausgezahlt. In der Disziplin ‚Lesen' zum Beispiel erhielt ich einen Text über einen Jungen in Tallinn, der sehr viele Sprachen beherrscht. Da ich darüber schon in der Presse gelesen hatte und selbst neben Russisch auch Englisch, Französisch und Japanisch lerne, fiel es mir leicht, darüber zu sprechen. Beim ‚Monolog' hatte ich etwas Glück, als ich das Thema ‚Oktoberrevolution' zog. Keine Frage, daß ich dort nicht lange überlegen mußte... Moskau war auch sonst überwältigend. Was mir am meisten gefallen hat? Daß wir uns mit Schülern aus der ganzen Welt in Russisch verständigen konnten. Das war wie eine Russisch-Olympiade in der Praxis."

Zu Hause erwartete Kathrin eine weitere hohe Auszeichnung. Der Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft ehrte die erfolgreichen Olympioniken mit der Herder-Medaille in Gold.

Inzwischen haben auch für Kathrin die Schulferien begonnen. Zwei Wochen sind dabei für Nadja reserviert, ihre Freundin aus dem baschkirischen Ufa, deren Besuch ins Haus steht.

Elke Grahl

Ein Marathon für den Frieden

Moskau, 13. Juli 1984. Nach einem bewegenden Meeting vor dem Denkmal der Heldenstadt Moskau gibt der Starter die Strecke frei für eine volkssportliche Friedensdemonstration besonderer Art, den 2. Friedensmarathon der Studenten von vier sozialistischen Partnerhochschulen aus der UdSSR, der DDR und der ČSSR. Die Route

liegt fest: von Moskau über Smolensk, Ushgorod, Košice, Ostrava nach Großenhain, Riesa, Mittweida bis Freiberg. Wenn die 33 Läufer dann am 26. Juli in der Stadt der berühmten Bergakademie eintreffen, werden sie 3100 km zurückgelegt, an Mahnmalen für die Helden des Großen Vaterländischen Krieges Blumen niedergelegt, Unterschriften für ihren Friedensappell gesammelt und viele Eindrücke von interessanten Begegnungen am Rande der Riesenstrecke erhalten haben. „Seit 5 Monaten haben wir uns in unserer Freizeit durch systematisches Training auf diesen Lauf vorbereitet", sagte Rainer Bartusch von der Bergakademie Freiberg, der Kapitän der DDR-Mannschaft. Acht Vierer-Mannschaften laufen hintereinander mit dem Staffelstab rund um die Uhr. Nach einer guten Stunde Lauf stehen sieben Stunden für die Erholung zur Verfügung, während denen sie in den Begleitfahrzeugen weiterrollen. 1982, beim 1. Friedenslauf, standen 6000 Unterschriften unter dem Appell „Wir lassen uns den Frieden nicht zerstören". Über das Büro des Internationalen Studentenbundes in Prag wurde die Unterschriftensammlung, gemeinsam mit einer Erklärung aller Teilnehmer des Laufes, an das NATO-Hauptquartier in Brüssel weitergeleitet. Marina Michailowna Solowatina, Studentin am Moskauer Institut für Stähle und Legierungen (MISIS) ist die einzige weibliche Teilnehmerin am Friedensmarathon. Von FREIE WELT nach den Motiven ihres Mitmachens befragt, antwortete sie: „Wir sowjetischen Menschen sehen in der verstärkten Konfrontationspolitik Washingtons eine große Bedrohung für den Frieden. Im kommenden Jahr, dem 40. Jahr des Sieges über den Hitlerfaschismus, findet in Moskau das Festival der Weltjugend statt. Mit meiner Teilnahme möchte ich meinen ganz persönlichen Beitrag zur Verständigung unter der Jugend und für den Frieden leisten."

Jürgen Geitner

Der Mann, der Rasa operierte

„Rasa lernt wieder lachen." So überschrieb FREIE WELT (Heft 22/83) einen Bericht, in dem von einem litauischen Mädchen die Rede war, das bei einem Unfall beide Füße verloren hatte, die wieder angenäht wurden. APN-Korrespondent Eduard Zerkower sprach mit ihrem Retter, dem Moskauer Mikrochirurgen Dr. Ramasi Datiaschwili, und fragte:

– Wie geht es der Kleinen? Kann sie wieder gehen?

– Was heißt gehen? Sie läuft so schnell, daß ich kaum hinterher komme. Wir tanzen sogar.

– Wie war denn Ihr erster Eindruck damals?

– Zwiespältig. Einerseits schöpfte ich Hoffnung, andererseits wuchs meine Unruhe. Hatte ich nach vierundzwanzig Stunden nervlicher Anspannung das Recht, diese Operation zu übernehmen, die über Leben und Tod entschied? Das diensthabende Team war gerade mit einer anderen Operation beschäftigt. Außerdem war in Rasas Fall vom

Unfall bis zur Operation viel Zeit vergangen. Das mikrochirurgische Optimum liegt bei fünf Stunden. Unsere Operation dauerte neun.

– Ist ein solcher Fall eine sogenannte Sternstunde für den Arzt, den Chirurgen?

– Möglich. Ich würde es eher Pflichterfüllung nennen.

– Um eine neunstündige Operation durchzuhalten, muß man körperlich topfit sein. Sicher sind Sie Sportler?

– Früher habe ich Basketball gespielt, hatte Leistungsklasse 1.

– Für Ihren Beruf braucht man die Finger eines Musikers.

– Mit der Musik hatte ich auch zu tun, habe eine Klavierklasse besucht. Die Theorie fiel mir leicht, mit der Praxis klappte es nicht so.

– Hatten Sie schon in der Schule den Wunsch, Arzt zu werden?

– Ja, und zwar unbedingt Chirurg.

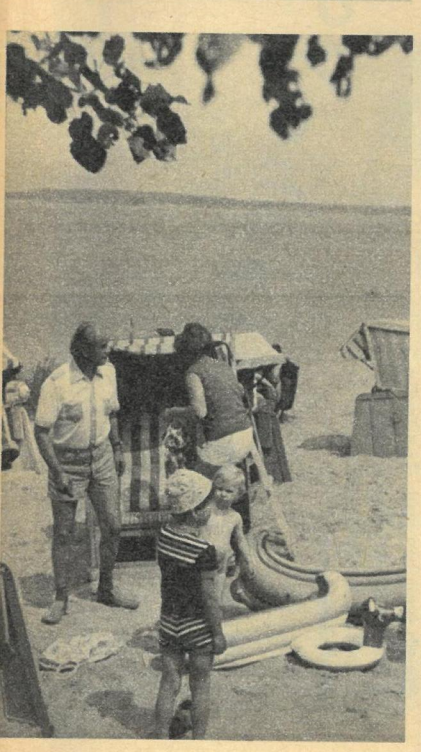
– Sie arbeiten gegenwärtig an Ihrer B-Dissertation. Was ist das Thema?

– Es fügt sich organisch in die Arbeit unseres Kollektivs ein und betrifft die Replantation von Extremitäten. Zerlegt man zum Beispiel die Operation von Rasa in ihre Bestandteile – die Verbindung von Gefäßen, Knochen, Nerven –, so werden solche Eingriffe in unserer Klinik nahezu täglich durchgeführt. Wir replantieren Finger, Handgelenke, Arme. Unser Ziel ist es, solchen Operationen das Sensationelle zu nehmen.

SUCHAKTION

FREIE WELT

ICH WAR DABEI



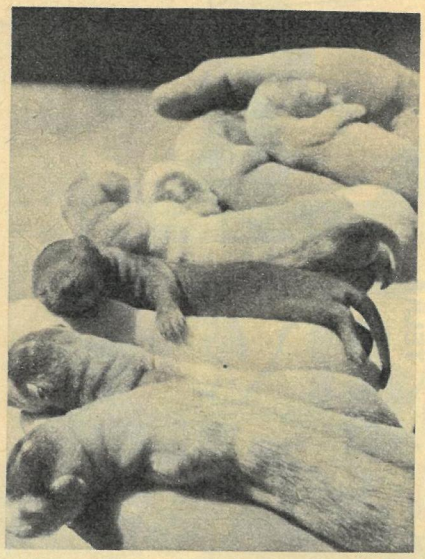
Heute noch mal jung sein

Auf dem Badefoto vom Senftenberger See 1978 hatten sich Johanna und Hans Warzecha nebst Enkel Alexander (mit Sonnenhütchen) wiedererkannt (FREIE WELT Suchaktion Heft 8/84). „Wir fahren oft dorthin", sagt Frau Johanna. „Uns gefällt sehr, was aus dem ehemaligen Tagebau entstanden ist." Für den Weg von Lauchhammer-Nord bis zum See brauchen die Warzechas nur eine halbe Stunde mit ihrem ŠKODA, der neben dem Häuschen steht, das sie ausgebaut haben. Seit 33 Jahren sind sie verheiratet. „Heute müßte man noch 'mal jung sein!" Darin sind sie einer Meinung. Ihre Jugend: Faschismus und Krieg. Hans, mit 16 zum Soldaten gepreßt, wäre im amerikanischen Gefangenenlager Bad Kreuznach fast verhungert. Johanna erlebte ihre ersten Praktikantentage als Kindergärtnerin im Bombenhagel. Dann endlich Frieden. Johanna eröffnete in Klein-Leipisch den ersten Kindergarten – drei Gruppen in einem Raum, mit „Plumpsklo übern Hof". „Sie müßten unseren Betriebskindergarten heute sehen", sagt sie, die stellvertretende Leiterin. „Allein die sanitären Einrichtungen, alles gekachelt, alles blitzt." Mutters Vorbild wirkte. Tochter Gabriele ist eine tüchtige Lehrerin in Hoyerswerda. Und Hans Warzecha? „Ich bin Schlosser in der Kohle. Im VEB Braunkohleveredlung Lauchhammer. Hatte immer mit Pumpen, mit Entwässerung zu tun. Neun Jahre, bis zur neuen Technologie, arbeitete ich unter Tage. Angefangen haben wir in Holzlatschen, haben zusammengeflickt, was noch da war. Aber von Jahr zu Jahr kamen wir besser in Schwung. Heute bringen wir zehnmal mehr Abraum, zehnmal mehr Kohle als vor 35 Jahren. Was wir davon haben, sieht man. Unsere neuen Häuser zum Beispiel. Als ich gemerkt habe, daß die Genossen auch machen, was sie sagen, habe ich mich zu ihnen gestellt. Im August bin ich 25 Jahre in der Partei." Hans hat immer in die Hände gespuckt. Wenn er zulernen mußte – „die Pumpen von damals sind verglichen mit denen von heute so etwas wie Pferdewagen und Flugzeug" – hat er gelernt, hat's weitergegeben als Lehrausbilder. „Leider hab' ich mir das Herz verknackst..." Heute sorgt er mit dem Schweißbrenner dafür, daß kein Stück Schrott liegenbleibt. Hans und Johanna Warzecha sind in der Kohle fest verwurzelt. Von jeder Reise, sei es in den Urlaub an die Ostsee oder per Flugzeug nach Leningrad, kehren sie gern nach Hause zurück. *Volker Hempel*

Ehe Nerze Nerze werden

Geburtsort: Peruschtiza am Fuß der Rhodopen. Bis zu elf Junge – jedes kaum größer als ein Maikäfer – wirft eine Nerzfähe; zuvor entscheidet die von den Züchtern getroffene Wahl der Partner zum wesentlichen Teil über den Erfolg. Ein Fehlgriff (trotz Familiennachweis und Leistungskartei), schon sinken Fruchtbarkeit und Pelzqualität merklich ab. Nicht selten nehmen Weibchen ihren Nachwuchs nicht an, dann brauchen die Pfleger viel Liebe und Geduld, um den ebenso kostbaren wie hilflosen Säuglingen die Milchquelle einer Adoptivmutter zu verschaffen. Es war ein Experiment,als vor nun fünfzehn Jahren Bulgariens erste Nerzfarm eingerichtet wurde. Der Nerz, ein Bewohner nördlicher Regionen (seine Zuchtform entstammt dem nordamerikanischen Mink) fühlt sich im Kühlen, Feuchten wohler als in der Sonnenglut der Thrakischen Ebene. Doch die Pioniere des Unternehmens, zunächst unterstützt von Fachleuten aus der DDR, errichteten die Anlage im Schatten eines Kastanienwäldchens und sorgten durch zusätzliche Anpflanzungen für eine ideale „Sommerfrische". Zweimal wöchentlich treffen Kühlfahrzeuge aus Fleischkombinaten ein, die den Futterköchen der Farm ausgewählte Schlachtabfälle liefern, denn der Nerz ist ein heikler Feinschmecker. Das Menü besteht aus magerem Fleisch vom Rind bis Geflügel, dazu Fisch, Eier, Getreideschrot, Obst, Gemüse und Vitaminbeigaben. Höchst empfindlich reagieren die Tiere auf „Nebengeschmäcker", wittern sie eine Spur von Kosmetika an der Hand der Pflegerin, kann es zu Futterverweigerung kommen. Gekrönt wird das Werk des Züchters durch die Pelzgewinnung. Das Bearbeiten und Sortieren der Rohfelle verlangt handwerkliches Geschick und setzt große Erfahrung voraus. Der Fachmann unterscheidet Dutzende verschiedener Farben und Schattierungen, vom tiefen Schwarzbraun bis zum reinen Weiß. Peruschtiza liefert jährlich 13 000 Felle, vor allem in Schwarz und „Blackcross"; der Name des Ursprungsortes gilt inzwischen als Markenzeichen auf den internationalen Auktionen.

Ruska Sagorska, SOFIA-PRESS



Redaktion: Ina Stritzke; Fotos: V. Billeb, V. Hohlfeld, D. Steinberg, ZB/Großmann, Sofia-Press, APN.

Im nächsten Heft:

Unbequem, nervös und großartig

FREIE WELT traf sich mit Inna Tschurikowa, der bemerkenswerten Darstellerin der Wassa im gleichnamigen sowjetischen Film nach Maxim Gorki.

Foto: V. Billeb

Wie ein Märchen...

...aus „Tausend und einer Nacht": Schachrisabs, eine der ältesten Städte Usbekistans. Im dritten Jahrhundert vor der Zeitenwende gegründet, ist Schachrisabs heute das neueste Touristenziel in Mittelasien.

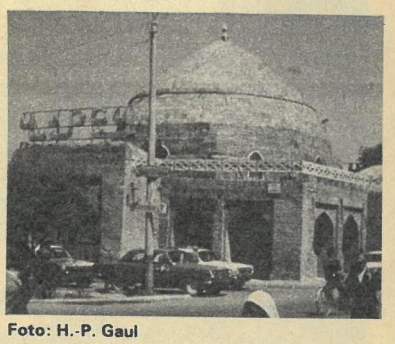


Foto: H.-P. Gaul

Neue FREIE WELT-Serie

Kundschafter, Kulturfunktionär und Diplomat: Rudolf Engel erinnert sich.

Idyll und neue Welt

Vom verwöhnten Worpsweder Jugendstilkünstler zum Agitator für die Sowjetmacht. Wer war Heinrich Vogeler?

Repro: Staatl. Museen zu Berlin

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Tuwinische ASSR

RSFSR

UdSSR
Moskau
Ural
Tuwinische ASSR

CHAKASSISCHES AUTONOMES GEBIET

BURJATISCHE ASSR

52

DON-TERESIN
TSCHADAN
AK-DOWURAK
TELI
+38
−60
92

Jenissej
SCHAGONAR
Tannu-Ola
AK-TAL
BAI-CHAK
3976 m

TURAN
KYSYL
Großer Jenissej

+38
−60
SYSTYK-CHEM
TOORA-CHEM

Kleiner Jenissej
SARYG-SEP
OKTSCHARY
Kysyl-Chem

Tes-Chem
SAMAGALTAI
ERSIN
KUNGURTUK
96

AUTONOMES GEBIET GORNO-ALTAI

Mongolische Volksrepublik

N

Metallindustrie
Lederindustrie
Steinkohle
Asbest
Asbestkombinat
Lebensmittelindustrie
Holzindustrie

Buntmetalle
Kobalt
Steinsalz
Edelmetalle
Quecksilber
Ton

Auf dem 170500 Quadratkilometer großen Territorium finden DDR und fast auch noch Ungarn Platz. Die Tuwinische ASSR wird von 266000 Menschen bewohnt (1979), 166000 davon sind ihrer Nationalität nach Tuwiner, zur uigurischen Gruppe der Turksprachen gehörig; Hauptstadt Kysyl – geographischer Mittelpunkt Asiens. Von hier aus ist es gleich weit bis zum Bosporus oder zur Beringstraße, bis zum Kap Tscheljuskin oder nach Singapur.

FREIE WELT